

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Vorbilder der deutschen Schauspielkunst**

**Höcker, Gustav**

**Glogau, [1899]**

Friedrich Ludwig Schröder. Lehr- und Meisterjahre eines großen  
Bühnenkünstlers

[urn:nbn:de:bsz:31-37810](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-37810)

# Friedrich Ludwig Schröder.

Lehr- und Meisterjahre  
eines großen Bühnenkünstlers.



I.

## Das Komödiantenkind.

**S** war im Jahre 1756. In dem Theater am Grauzischen Platz zu Königsberg, welches der Schauspieldirektor Ackermann auf seine eigenen Kosten erbaut und erst vor wenig Monaten eröffnet hatte, wurde eben die Vormittagsprobe abgehalten. Nur ein paar Lampen brannten und warfen einen melancholischen Dämmerchein auf die Bühne, während der menschenleere Zuschauerraum fast in Finsternis gehüllt war.

Die Probe galt dem bürgerlichen Trauerspiele „Miß Sara Sampson,“ welches von dem Berliner Magister Gotthold Ephraim Lessing verfaßt und vergangenen Sommer in Frankfurt an der Oder von derselben Gesellschaft und in Anwesenheit des Dichters unter außerordentlichem Beifall zum erstenmal aufgeführt worden war. Man sollte auch den Königsbergern Gelegenheit geboten werden, das Meisterwerk zu sehen.

Der Direktor Ackermann selbst spielte den Mellefont, seine Frau Sophie die Marwood; Dorothea, das vierjährige Töchterchen, gab die Rolle der kleinen Arabella. Während Madame Ackermann

mann das Kind die Worte, die es zu sagen hatte, einigemal wiederholen ließ und ihm die richtige Betonung beibrachte, lehnte ein hübscher, wohlgewachsener Knabe von zwölf Jahren an einer Coullisse und folgte den Worten und Gebärden der kleinen Schauspielerin mit der Miene eines strengen Kritikers. Er glaubte hierzu ein Recht zu haben, hatte er doch bei der Frankfurter Aufführung diese Rolle selbst gespielt und durfte sich daher wohl ein „fachmännisches Urteil“ über die Leistung seiner Schwester zutrauen.

Die kleine Dorothea Ackermann war jedoch nur sein Stiefgeschwister; denn der Knabe stammte aus der Mutter erster Ehe mit dem Berliner Organisten Schröder, der noch vor der Geburt des Sohnes aus dem Leben geschieden war.

„Könnte Fritz nichts Besseres thun, als sich müßig auf der Bühne herumzutreiben, wo er doch heute nichts zu suchen hat?“ tönte eine scharfe weibliche Stimme, während eben eine Pause eingetreten war.

Ein Ueingeweihter würde sich vergebens nach der Person umgesehen haben, von welcher diese Worte ausgingen. Sie kamen aus der Unterwelt, d. h. aus dem Souffleurkasten, wo Demoiselle Hoffmann als Gehilferin ihres Amtes wartete. Trotz ihrer unentbehrlichen Dienste war sie doch beim ganzen Kunstpersonale wegen ihrer Klatschsucht verhaßt; eine um so einflußreichere Stellung nahm sie in der Ackermannschen Familie ein, bei welcher ihre böshaften Zutragereien für Anhänglichkeit und Treue galten. Madame Ackermann räumte ihr fast mütterliche Rechte über Fritz ein. Der Zorn hatte daher auch die Wirkung, daß die Prinzipalin dem Knaben befahl, sich augenblicklich nach den Wohnräumen zu begeben, die sich im Theatergebäude selbst befanden.

„Hast Du von Herrn Akt nichts zu lernen aufbekommen?“ fügte sie in strengem Tone hinzu.

„Ich bin mit meinen Aufgaben bereits fertig,“ antwortete Fritz.

„So geh in die Küche und gieb auf die Gans in der Bratpfanne acht. Wende sie von Zeit zu Zeit und begieße sie mit Fett. Hörst Du?“

„Ich soll jetzt immer den Bratenwender machen!“ murzte der Knabe, „das ist doch keine würdige Beschäftigung für einen Künstler, wie ich bin. Was würde dazu wohl das Publikum sagen, das mir gestern abend wieder so viel Beifall spendete und mich zuletzt sogar hervorrief!“

„Das sind nur Deine dummen Jungen, die Dir Beifall zuflatschen!“ versetzte die Mutter spöttisch.

„Aber die Danziger Kaufleute, die mich für mein Spiel so reich beschenkten, waren doch gewiß keine dummen Jungen,“ wagte Fritz einzuwenden, „und der Herr Magister Lessing hat mir selbst gesagt, als ich in seinem Stück die Arabella spielte, daß ich meine Sache sehr gut gemacht hätte, und hat mir sogar die Backe gestreichelt.“

„Welch ein unbändiger Trotz! Welch ein böser Widerspruchsgeist!“ rief Demoiselle Hoffmann aus ihrem Kasten heraus, indem sie die gerungenen Hände nach den Soffiten emporstreckte, die in der Welt der Bretter den Himmel vorstellen.

Der Knabe hatte die Verteidigung seiner Künstlerchaft in nichts weniger als trotzigem Tone geführt, eher waren ihm die Thränen nahe gewesen. Niemand hätte dies besser wissen können als Madame Ackermann, welche auf der Bühne so meisterhaft jeden Gefühlston, jeden Ausdruck innerer Bewegung zu treffen wußte. Aber Demoiselle Hoffmann hatte in Fritzens Rede „unbändigen Trotz“ und „bösen Widerspruchsgeist“ gefunden, und da ihr stets hartes Urtheil über den Knaben als Orakel galt, so mußte es wahr sein.

„Noch ein einziges Wort!“ rief die erzürnte Mutter, „und

Du bekommst wieder den Riemen zu kosten. Jetzt marsch in die Küche! Und wehe Dir, wenn Du die Gans anbrennen läßt!“

Die bloße Erwähnung des Riemens war dem Knaben genug. Er verschwand eilig von der Bühne und begab sich in die Küche, um das erniedrigende Amt des Bratenwenders — heute nicht zum erstenmal — anzutreten.

Ein gar lieblicher Duft strömte ihm aus der Pfanne entgegen, wo die in ihrem Fette schwimmende Gans sich bereits leicht zu bräunen begann. Fritz versah seinen Dienst mit großer Gewissenhaftigkeit; dazwischen konnte er es sich aber nicht versagen, von Zeit zu Zeit ein Stück Brot in das flüssige Fett zu tauchen und dasselbe mit großem Wohlbehagen zu verzehren. Bei jedem neuen Happen nahm er sich fest vor, dies solle ganz gewiß der letzte sein, aber die ihm sonst eigene Willensstärke versagte in dieser Versuchung, ein Stück Brot nach dem andern tauchte in die brodelnde Sauce hinab, um dann in dem fetttriefenden Munde zu verschwinden, so daß der Pegelstand in der Pfanne bedenklich zu sinken begann.

Während dieser angenehmen Nebenbeschäftigung hatte Fritz nicht an das Guckloch gedacht, welches sich in der Küchentür befand. Dort war plötzlich Demoiselle Hoffmanns hämisches Gesicht erschienen, um rasch und unbemerkt wieder zu verschwinden. Die Souffleuse hatte eine eingetretene Aftpause benutzt, um Fritz in seiner Eigenschaft als Küchenjunge zu kontrollieren, sei es nun, daß sie hoffte, ihn auf einer Unbotmäßigkeit zu ertappen, oder daß sie fürchtete, es könne mit dem Gänsebraten, an dem ihr als Tischgenossin der Familie Ackermann ebenfalls ein Anteil zustand, irgend ein Malheur passieren. So wurde sie denn Zeugin, wie Fritz sich die Bratensauce schmecken ließ, und wie auf Windesflügeln trug sie die furchtbare Kunde auf die Bühne zu Madame Ackermann.

Eben hatte Fritz einen feierlichen Schwur gethan, sich nur

noch diesen einzigen Bissen zu gönnen, und wollte denselben gerade zum Munde führen, als die Thür aufsprang. Auf der Schwelle stand die Mutter, in der Hand hielt sie den Riemen. Für den Knaben gab es keinen zweiten Gegenstand, der ihm solches Entsetzen eingeflößt hätte als dieser schmale Lederstreifen mit der Schnalle an dem einen Ende. Erst vor wenig Monaten hatte die Mutter, die in der Erregung des Zornes keine Schonung kannte, ihn mit diesem Werkzeuge so unbarmherzig ins Gesicht getroffen, daß sich dicht über dem einen Auge sofort eine große, blaue Beule bildete und eine Zeitlang die Sehkraft gefährdet war.

Beim Anblick der Mutter mit dem Marterinstrument stieß der Knabe einen gellenden Schrei aus. Schon im nächsten Augenblick war er mit einem Sprunge, der eine unglaubliche Gewandtheit verriet, an ihr vorüber, und der ihm zugedachte Hieb traf die Luft, während der Flüchtling bereits den Gang entlang eilte. Unter lauten Drohungen stürzte ihm die zornbelebende Mutter nach.

Die Jagd ging fast durch das ganze Labyrinth des Theatergebäudes, Treppen hinauf, Korridore entlang, bis auf den Dachboden. Längst war der keuchenden Mutter der Verfolgte aus den Augen verschwunden; aber es war leicht zu erraten, daß er in der Dachkammer, die er gemeinschaftlich mit seinem Hauslehrer Nst bewohnte, Zuflucht suchen werde. Der lange hagere Mann mit dem hartlosen Gesicht war eben im Begriffe, sich die Pfeife anzuzünden, und seinem Munde entschwebten schon ein paar mächtige Dampfwolken, als die Thüre hastig aufgerissen wurde, und sein Schüler hereinstürzte.

„Kriech unters Bett!“ rief ihm Nst zu, der sogleich ahnte, daß der Knabe sich einer ihm drohenden Strafe entziehen wollte. „Gewiß hat Dir die Souffleuse wieder mal eine Suppe eingebracht.“

Im nächsten Augenblick war Fritz unter seinem Bett. Gleichzeitig hatte Herr Nst eiligst den Riegel der Thür vor-

geschoben. Bald wurde dieselbe von draußen zu öffnen versucht; da sie widerstand, erfolgte ein heftiges Klirren.

„Es wird nicht aufgemacht!“ rief Herr Aft in trockenem Tone.

Als sich aber draußen die Stimme der Prinzipalin vernahmen ließ, entsank ihm der Mut, und eiligst schob er den Riegel wieder zurück.

Mit prophetischem Blick schien Fritz diese Fahnenflucht seines Lehrers vorausgesehen zu haben. Kaum hatte Madame Ackermann das Zimmer betreten, als sie einen Schreckensruf ausstieß; denn, einem Schatten gleich, war Fritz vor ihrem entsetzten Auge durch das hastig aufgerissene Fenster verschwunden. Als die Mutter sich mit totenbleichem Antlitz hinausbeugte, sah sie ihn unter sich in der Dachrinne stehen. Alle ihre Bitten, den gefährlichen Ort zu verlassen, alle ihre Beteuerungen, daß ihm die Strafe geschenkt sein solle, waren vergebens. Der Knabe wußte aus schlimmer Erfahrung, daß solche Versprechen niemals gehalten wurden. In ihrer Verzweiflung bat die an allen Gliedern zitternde Mutter Herrn Aft, den Vermittler zu machen. Diesem war vor Schreck die Pfeife wieder ausgegangen. Erst nachdem er diese ihm in allen Lebenslagen unentbehrliche Trösterin und Beraterin von neuem in Brand gesetzt, kam er der Bitte der Prinzipalin nach. Wie eine Respektsperson, der man den Vortritt läßt, streckte er erst die lange Pfeife zum Fenster hinaus, dann folgte eine dicke Dampfwolke, und wie aus einem sich zerteilenden Nebel hervor tauchte zuletzt vor den Blicken des kleinen Flüchtlings das hagere Gesicht seines Instructors auf, der ihm mit beweglichen Worten zu Gemüte führte, daß dieser Tummelplatz jener vierfüßigen, geschwänzten, Mäuse fressenden Musikanten, die hier allnächtlich ihre lieblichen Konzerte aufzuführen pflegten, doch kein passender Aufenthalt für ein vernunftbegabtes Wesen sei. Fritz solle in die menschlichen Wohnungen zurückkehren. Die Mutter habe ihm völlige Straflosigkeit zugesichert. Auch sei sie nicht mehr da.

Dieser letztere Zusatz wirkte mehr als alle die vorangegangenen bilderreichen Vorstellungen, und da Fritz wußte, daß über Herrn Afts Lippen nie eine Lüge kam, so trat er mit der Behendigkeit jener musikalischen Tiere, die ihm sein Lehrer eben als schlechtes Beispiel vorgehalten hatte, den Rückweg in die Dachkammer an.

Die Straßlosigkeit aber schien Madame Ackermann nur auf das Züchtigungsmittel bezogen zu haben. Den Riemen bekam Fritz nicht zu kosten; dafür mußte er auf Erbsen knien, wovon ihm auf lange Zeit eine Schwäche in den gemarterten Gliedmaßen zurückblieb.

Fritz Schröder war ein körperlich wie geistig hoch entwickelter Knabe. Das ihm angeborene schauspielerische Talent, aus welchem der größte deutsche Bühnenkünstler hervorging, hatte ihn nicht nur in Königsberg zum erklärten Liebling des Publikums gemacht, sondern auch an den anderen Orten, wo die Ackermannsche Gesellschaft auf ihren zahlreichen Kunstreisen Vorstellungen gab, war ihm in seinen Knaben- und Mädchenrollen überall der Beifall der Theaterbesucher und sogar das warme Lob ernster Kritiker zu teil geworden, die dem jugendlichen Künstler eine bedeutende Zukunft voraus sagten.

„Dieser muntere, geschickte Knabe hat die wohlbegründete Vermutung erweckt, daß er in wenig Jahren mit einem jeden Akteur um den Vorzug streiten wird,“ schrieb ein Glogauer Recensent.

„Die Natur hat gerade diesem aufgeweckten Knaben alle Fähigkeiten verliehen, die mit der Zeit zum höchsten Grade der Vollkommenheit entwickelt werden können,“ ließ sich eine kritische Stimme in der Universitätsstadt Halle vernehmen.

Die Eltern hatten schon frühzeitig das künstlerische Talent des Knaben gehegt und gepflegt; aber es blieb ihnen wenig Zeit, sich um seine Erziehung zu kümmern. Beide wurden von ihren Berufspflichten zu sehr in Anspruch genommen; der Mutter lag

außerdem noch die Sorge um den Haushalt ob. Ihre ganze mütterliche Sorgfalt gehörte der kleinen Dorothea; für Fritz hatte sie selten einmal ein freundliches Wort, eine Liebesung übrig. Ackermann war durchaus kein Stiefvater in der schlimmen Bedeutung des Wortes, er hatte die besten Absichten mit Fritz, sorgte auch für dessen Schulunterricht; aber die wärmere Theilnahme für den Stiefsohn, das tiefere Verständniß für die Kindesseele fehlten ihm. So lag die Beaufsichtigung des Knaben der Souffleuse Klara Hoffmann ob, welche der Ackermannschen Gesellschaft schon seit sechs oder sieben Jahren angehörte. Um sich bei der Prinzipalschaft beliebt zu machen und andere anzuschwärzen, scheute sie selbst die Lüge nicht. Niemand empfand ihren unheilvollen Einfluß so bitter und schmerzlich als Fritz Schröder, der ganz in ihre Hände gegeben war. Sie trug das meiste dazu bei, ihn der Mutter zu entfremden, und war der feindliche Dämon, der ihm das elterliche Haus zur Hölle machte, so daß sein liebevolles und liebebedürftiges Herz grausam verschüchtert wurde.

Am Tische der Eltern durfte Fritz nur stehend speisen; die Souffleuse brachte es aber dahin, daß er ganz davon verbannt wurde und seine Mahlzeiten in der Küche beim Gesinde zu sich nehmen mußte. Auf der einen Seite erniedrigt, vom Familienleben ausgeschlossen und in seinem Selbstgefühl herabgedrückt, wurde er andererseits durch die Ausbeutung seines schauspielersischen Talents und durch die Triumphe, die er hier feierte, in seinem Ehrgeiz und seiner Eitelkeit angespornt. Das waren Gegensätze, die seine kindlichen Gefühle und Begriffe verwirren mußten, und die Eltern befanden sich auf dem besten Wege, aus dem sonst gutartigen, durch Milde leicht lenkbaren Knaben einen verstockten Taugenichts zu machen.

Seit einiger Zeit hatte Fritz in der Person Nstis eine Art Hauslehrer bekommen. Ein ehemaliger Leipziger Student, war Nst als Schauspieler bei der Ackermannschen Gesellschaft einge-



Nach einem sehr seltenen alten Kupferstich.



treten, aber auf der Bühne kaum zu gebrauchen. Dagegen machte er sich durch seine litterarische Gewandtheit und seine großen Sprachkenntnisse als Übersetzer fremder Theaterstücke und als Verfasser von Prologen und anderen Gelegenheitsdichtungen für die Bühne sehr nützlich. Frix erhielt bei ihm Unterricht in den üblichen Schulfächern und war mit seinem Lehrer außerordentlich zufrieden; denn dieser besaß einen behaglichen Humor, durch welchen er den Unterrichtsstunden eine willkommene Würze zu verleihen wußte. Aber Mt hütete sich wohl, sich in das Verhältnis seines Schülers zu seinen Eltern und der Souffleuse einzumischen, — er wußte, daß ihn das leicht seine Stellung kosten könne, und diese war eine sehr angenehme.

Seines Debüt auf dem Dache hatte für Frix eine tiefgreifende Veränderung zur Folge. Ackermann war der Ärgernisse endlich müde und fand es überdies an der Zeit, seinem Stieffohne eine gründlichere, wissenschaftliche Ausbildung angedeihen zu lassen. Hierzu war durch das Königsberger Collegium Fridericianum die günstigste Gelegenheit geboten, und in dieses trat Frix nun als Schüler ein.

Hier wurde das Komödiantenkind von den anderen Knaben wie ein Wundertier angestaunt. Viele hatten ihn schon Theater spielen sehen, waren Zeuge seiner Triumphe gewesen und betrachteten ihn wie eine Art höheren Wesens. Keiner von ihnen konnte sich rühmen, schon so weit in der Welt herumgekommen zu sein wie der neue Mitschüler. Er hatte nicht nur mit seinen Eltern ganz Norddeutschland bereist, war in Berlin gewesen, sondern sogar in Rußland hatte er sich in seinen frühen Kinderjahren aufgehalten und in Petersburg und Moskau Theater gespielt. Seine staunenden Zuhörer wurden nicht müde, seinen Erzählungen zu lauschen. Nur über zwei Dinge schüttelten sie ungläubig die Köpfe: Er wollte seine Vornamen Friedrich Ludwig von den mecklenburgischen Prinzen Friedrich und Ludwig herleiten,

die in Schwerin, wo er geboren war, bei seiner Taufe Pate gestanden haben sollten; er versicherte ferner, daß ihn in Petersburg, wo er bereits als dreijähriger Knabe auf der Bühne gestanden, die Kaiserin Elisabeth auf den Schoß genommen und geliebt habe. Niemand wollte ihm glauben, daß so hochstehende fürstliche Personen sich so weit zu dem Komödiantenkinde herabgelassen haben könnten, und doch war kein Wort davon erlogen.

Auf dem Theater trat Fritz jetzt nur noch selten auf, da sich dies mit dem geregelten Schulunterrichte nicht vertrug. Als im Sommer seine Eltern mit der Truppe auf einige Monate nach Danzig übersiedelten, wurde er dem Fridericianum auch als Kostschüler übergeben. Im Dezember kehrten seine Angehörigen zurück, doch blieb die Schulanstalt seine Heimstätte.

Schon im Jahre 1756 hatte der Niesenkampf Friedrichs des Großen gegen die europäische Koalition begonnen, welcher den Siebenjährigen Krieg einleitete. Am 30. August 1757 wurde der preußische General Lehwald bei Großjägerndorf im Kreise Insterburg von einer russischen Übermacht geschlagen. In Königsberg nahm die Angst, daß die Russen kommen würden, mit jedem Tage zu. Man erzählte sich schreckliche Dinge von der Grausamkeit dieser halbbarbarischen Horden, und die erhitzte Phantasie sah bereits die ehrwürdige Krönungsstadt in Asche und Trümmer verwandelt. Da regten sich denn auch ernste Besorgnisse im Ackermannschen Hause. Wenn der blühende Wohlstand der Stadt den russischen Kriegerharen zum Opfer fiel, so war es auch um das Theater geschehen, und damit die Existenz nicht nur der Familie Ackermann, sondern der ganzen Gesellschaft vernichtet. Eine allgemeine Panik bemächtigte sich der Bühnenmitglieder, niemand wollte die Ankunft der Russen abwarten, und, von allen Seiten gedrängt, mußte Ackermann sich endlich entschließen, Königsberg zu verlassen.

Nur das Unentbehrlichste wurde mitgenommen. Den größten

Teil der Garderobe, der Requisiten und der Hauseinrichtung ließ Ackermann im Theatergebäude zurück und vertraute es der Obhut seiner Freunde an, die zugleich seine Gläubiger waren, da sie die Kapitalien für den Bau des Theaters vorgeschossen hatten. Mitten im Winter brach die ganze Gesellschaft zur Reise nach Leipzig auf.

Später hat Ackermann diesen Schritt bitter bereut. Er war auf dem besten Wege gewesen, ein wohlhabender Mann zu werden, und brachte sich nun selbst um die schwer errungenen Früchte eines Jahrzehnts. Nie mehr sollte es ihm vergönnt sein, nach Königsberg zurückzukehren, und alle seine hier zurückgelassene Habe samt dem Theatergebäude verfiel nach und nach seinen Hypothekengläubigern.

Es sollten noch Monate vergehen, ehe sich ein Russe in Königsberg blicken ließ, und wie wenig von dieser Seite für das Theater zu fürchten gewesen wäre, werden wir später erzählen.



II.

Heimatlos.

Ihren Sohn hatten Ackermanns in Königsberg auf dem Kollegium Fridericianum zurückgelassen. Er war einer der fleißigsten Schüler, wobei ihn sein ausgezeichnetes Gedächtnis unterstützte, welches durch das Auswendiglernen seiner Rollen sehr geübt worden war. Das Kollegium bestand aus fünf Klassen; die Versetzung der Schüler richtete sich nach ihren Fortschritten in der lateinischen Sprache. Binnen kurzem war Schröder bis zur zweiten Klasse aufgestiegen; aber die Lobsprüche, welche ihm sein Fleiß und seine

rasche Auffassungsgabe eintrugen, wechselten oft genug mit ernstem Tadel und strengen Strafen; denn er führte manch mutwilligen Streich aus.

Nach einer alten Sitte pflegten die Schüler zum Osterfest ihre Klassen auf mannigfaltige Weise zu schmücken. Ein Schüler der zweiten Klasse, Namens Malachowsky, ärgerte sich, daß die fünfte Klasse bei weitem schöner geschmückt sei als die seinige. Das wollte er nicht dulden, und es gelang ihm, Schröder für seinen Plan zu gewinnen. Als es dunkel geworden war, hoben beide in der zu ebener Erde gelegenen Schulstube eine Fensterscheibe aus, stiegen ein und entfernten einen Teil des Schmuckes, der ihren Meid erregt hatte. Als die Quintaner am andern Morgen die Zerstörung bemerkten, erhoben sie einen großen Lärm, liefen zum Oberinspektor Schiffert und erzählten ihm unter Thränen, was geschehen war. Dieser rief sogleich sämtliche Klassen zusammen, setzte eine Belohnung auf Entdeckung des Thäters und versprach dem Mitschuldigen, der seinen Genossen angebe, Befreiung von der Strafe. Die Entlarvung der beiden Missethäter sollte nicht lange auf sich warten lassen. Schröder war ein mutiger, unerschrockener Bursche; aber er konnte leicht außer Fassung gebracht werden, wenn hinter seinem Rücken jemand leise und unbemerkt an ihn heranschlich und ihn plötzlich anredete oder berührte. Einen solchen Spaß machte sich denn auch Malachowsky mit ihm, indem er, hinter einer Thür verborgen, plötzlich auf seinen arglos vorübergehenden Schuldgenossen losstürzte und ihn anschrrie. Hierüber in Wut versetzt, gab ihm Schröder einen Schlag, daß Malachowsky zu Boden stürzte. Um sich hierfür zu rächen, eilte Malachowsky zum Inspektor und gab sich und Schröder als diejenigen an, welche den Quintanern jenen boshaften Streich gespielt hatten. Nachträglich reuete ihn sein Verrat. Er suchte Schröder auf und teilte ihm zerknirscht mit, was er gethan. Freiz erbehte vor Angst, indem er an die furchtbare Strafe

dachte, die ihm sicher bevorstand. Am liebsten wäre er geflohen. Doch daran war nicht zu denken; denn keiner der Knaben durfte das klosterlich abgeschlossene Schulgebäude verlassen, ohne dem Aufseher einen Erlaubnischein des Inspektors vorzuweisen. Jeder Augenblick, den Schröder verlor, war kostbar. So flüchtete er denn in die zum Fredericianum gehörige Kirche. Aber in dem kleinen, leicht übersehbaren Raume hielt er sich nicht für sicher genug. Da stieß er auf eine Art Klappe im Fußboden, ähnlich der Vertiefung auf der Bühne, durch welche die Bösewichte in die Hölle hinabfahren, oder Geistererscheinungen zur Oberwelt emporsteigen. Er versuchte die schwere Klappe zu heben, und mit Anstrengung aller seiner Kräfte gelang ihm dies endlich. Dann ließ er sich hinab und befand sich in einem Keller. Aber o weh! Der ganze Raum stand mindestens einen Fuß hoch unter Wasser. Es war im April und noch recht kalt. Zitternd vor Frost wartete Fritz in dem nassen Gewölbe die Nacht ab. Erst als der letzte Lichtschimmer entschwunden war, wagte er sich wieder hinauf. Man hatte ihn natürlich vermißt, aber nicht erst nach ihm gesucht; denn man wußte, daß er aus dem Schulgebäude nicht zu entkommen vermochte und sich, vom Hunger getrieben, von selbst wieder einstellen werde.

Erstarrt verbrachte Fritz Schröder die Nacht in der Kirche. Dann und wann ließ er sich, von Müdigkeit übermannt, auf eine Bank sinken; aber die Kälte jagte ihn immer wieder auf. Bereits dämmerte der Morgen, als er auf dem Chor an eine Thür gelangte. Wohin mochte sie wohl führen? Er legte das Ohr daran und lauschte. Deutlich ließ sich eine Stimme vernehmen. Es waren langsam und feierlich gesprochene Worte. Fritz erkannte die Stimme des Oberinspektors, der sein Morgengebet verrichtete. Die Thür, vor welcher er stand, führte in das Schlafzimmer des alten Herrn. Der Knabe faßte Mut. Er rechnete darauf, daß der Schulvorsteher in seiner augenblicklichen frommen

Stimmung der Barmherzigkeit und Milde gewiß nicht unzugänglich sein werde, und trat ehrerbietig ein. Neuvoll warf er sich vor dem Bett des vierundsiebzigjährigen Greises nieder und flehte um Verzeihung.

„Eigentlich verdienstest Du, mit Schimpf und Schande fortgejagt zu werden,“ gab der Inspektor zur Antwort, „aber ich halte Deine Reue für aufrichtig. Da Dein Angeber straffrei ausgeht, so sollst Du keine Züchtigung erleiden; denn jener ist schlechter als Du. Zudem muß ich Dir sagen, daß Deine Tage in unserer Anstalt gezählt sind, wenn Dein Vater nicht bald Geld schickt. Er ist stark im Rückstande, und wir können nur noch wenige Wochen Nachsicht haben. Jetzt geh! Ich hoffe auf Deine Besserung.“

Das ganze Kollegium wunderte sich, daß Schröder für seine Mißthat so glimpflich davonkam. Aber eines blieb nicht aus: Der Inspektor wiederholte seinen Wink deutlicher und kündigte dem Knaben an, daß er die Schule verlassen müsse, wenn sein Vater nicht innerhalb einer bestimmten Frist die fällige Schuld bezahle und für die neue Bürgen stelle. In dieser Not lief Fritz zu allen Freunden seiner Eltern und auch zu dem Advokaten Doktor Georgi, welcher der Bevollmächtigte Ackermanns war; aber niemand gab ihm die nötige Geldsumme, überall wurde er kalt abgewiesen.

„Liebste Eltern,“ schrieb er unterm 2. Mai 1757 an die Seinigen nach Leipzig, „die Betrübniß, in der ich mich befinde, entlockt mir die bittersten Thränen. Ich habe Ihnen, liebste Mama, schon ein Schreiben zugeschickt, worin ich Ihnen meine Not vorgestellt habe, habe Sie aber durch dasselbe nicht bewegen können. Der Herr Inspektor hätte mich bereits aus dem Kollegio entlassen, wenn ich ihn nicht auf den Knien um vierzehn Tage Aufschub gebeten hätte. Liebste Mama, am 8. Mai werden Sie schon sicher sein können, daß sich Ihr Sohn nicht mehr im Kollegio,

sondern auf der Straße befinden wird. Wir haben jetzt im Kollegio einen ordentlichen Koch und das schönste Essen, das man sich nur wünschen kann, aber ich werde es vielleicht am längsten genießen haben.

Liebste Eltern! Ich bitte Euch, mich sobald als möglich aus dieser Not zu reißen. So oft ich zu Herrn Doktor Georgi komme und ihn bitte, das Geld für mich auszulegen, sagt er, er hätte keins, auch will er mir kein Schreibpapier geben, das ich doch so nötig brauche. Erbarmen Sie sich doch, und sehen Sie mein Elend an; ich weiß nicht, in welchem Winkel ich mich verkriechen soll. Wenn mir nur der Herr Inspektor meine Sachen nicht wegnimmt, um sich damit bezahlt zu machen! Ich bin am 10. April nach Sekunda gekommen, wo ich viele neue Bücher brauche; aber ich habe noch kein einziges und weiß auch nicht, wo ich sie herbekommen soll. Die ganze Schuld beträgt 136 Gulden, nämlich 31 Gulden für die vom Herrn Inspektor für mich gemachten Auslagen, die übrigen 105 Gulden für zwei Vierteljahre Beföstigung. Gott schütze Sie ferner und bewahre Sie vor allem Übel. Ich verbleibe meiner hochzuverehrenden und liebsten Eltern gehorsamster Sohn  
F. Schröder.

P. S. Grüßen Sie meine liebe Schwester, die Gott ebenfalls vor allem Übel bewahren wolle.“

Schröders Eltern haben diesen Brief empfangen, aber nicht beantwortet.

Der Schulinspektor verlängerte die Gnadenfrist bis Ende Juli; dann aber mußte Schröder das Fredericianum verlassen. Sein geringes Hab und Gut durfte er mitnehmen, auch wollte man ihm gestatten, die Lehrstunden unentgeltlich zu besuchen. Diese Vergünstigung widerstrebte jedoch dem Ehrgefühl des Knaben; er fürchtete das Mitleid seiner Mitschüler ebenso sehr wie deren Spott. Und was konnte ihm die Fortsetzung der Lehrstunden nützen, da ihm die nötigen Bücher fehlten? Wiederholte Bitten

bei den Freunden seines Vaters, ihm wenigstens die Anschaffung dieser Hilfsmittel zu ermöglichen, blieben nach wie vor erfolglos, trotzdem das in Königsberg zurückgelassene Eigentum Ackermanns mehr als hinreichend war, seine Schulden zu decken.

Nach seiner Entlassung aus der Schulanstalt war der bedauernswerte Knabe ohne Obdach und wußte nicht, womit er seinen Hunger stillen sollte.

Die reichen Leute, auf deren Hilfe er gehofft, hatten ihn von ihrer Thür gewiesen, — vielleicht fand er Mitleid bei der Armut. Ein armer Schuster hatte im Theatergebäude das Amt eines Kastellans versehen und war noch jetzt als Wächter über dasselbe gesetzt, wofür er ein Zimmer im Erdgeschoß unentgeltlich bewohnte. Zu diesem Manne begab sich Fritz in seiner Not, und der Schuster nahm den Sohn seiner ehemaligen Herrschaft auf. Fritz suchte sich seinem Wohlthäter nach Kräften nützlich zu machen; er lernte Kinderschuhe verfertigen und Stiefel mit neuen Sohlen und Absätzen versehen. Aber er lernte auch hungern, denn der Ertrag der Schusterarbeit war ein sehr kümmerlicher und reichte oft nicht einmal zu einer warmen Sonntagssuppe aus.

Als der Winter kam, wurde die schmale Kost etwas reichlicher. Der Schuster hatte im Hofraum des Theaters Braunfohl gepflanzt, der nun eingeerntet wurde und täglich auf den Tisch kam. Um so empfindlicher machte sich der gänzliche Mangel an Heizmaterial geltend. Da mußte man sich dem zu helfen suchen. Ackermann hatte vor seiner Abreise im Theater einen Maskenball gegeben. Zu diesem Zwecke war das Parterre mit einem Podium bedeckt und in gleiche Höhe mit der Bühne gebracht worden. Die Balken und Bretter zu dieser Vorrichtung waren noch vorhanden und mußten dem Schuster nun Brennholz liefern, wenn der Winter, der an der Ostsee kein mildes Regiment führt, seine Herrschaft mit allzu großer Strenge geltend machte. Aber die bittere Not trieb noch zu weiteren Schritten, die sich mit der

Zugend unbestechlicher Redlichkeit schlecht vertrugen. In einem Zimmer der ehemaligen Ackermannschen Wohnung waren Betten, Wäsche, Küchengerät, Porzellan, Gläser und Geschirr aller Art aufgespeichert. Nach diesem Zimmer richtete der Schuster seine sehnsuchtsvollen Blicke; aber die Thür war verschlossen.

„Höre, Junge,“ sagte er eines Tages zu Fritz, „Du mußt in dieser Mordskälte auf Stroh schlafen, und in jenem Zimmer giebt es Betten im Überfluß. Deine Eltern überlassen Dich in gewissenloser Weise dem Glend, sie schicken Dir kein Geld, sie antworten nicht einmal auf Deine Jammerbriefe. Ein warmes Bett werden sie Dir doch wenigstens vergönnen, das ist Dein gutes Recht. Wenn Du die Thür öffnen willst, so will ich Dir einen Schlüssel dazu feilen.“

Die Bedenken, welche sich in Fritz regten, wußte die sehr zungenfertige Frau des Schusters durch ihre Überredungskunst zu beseitigen. Die Thür wurde geöffnet, und Fritz bekam ein gutes Bett.

Die Vorräte des verbotenen Zimmers reizten die Begehrlichkeit der Schustersfrau. Da gab es so schöne Töpfe und Tiegel für den Braunkohl, während die alten verbrauchten Gefäße, in denen er abgekocht werden mußte, nicht viel besser als Scherben waren. Die Schustersfrau half diesem Notstande ab, indem sie den zurechtgefeilten Schlüssel benutzte. Einmal auf der schiefen Bahn, ging man noch weiter. Wenn das Schusterhandwerk stockte und die Not gar zu groß war, wurde auch irgend eine Kleinigkeit aus dem verbotenen Zimmer verkauft, und da sich darin auch Ackermanns Maskengarderobe befand, so wurde während der Karnevalszeit das und jenes Kostüm gegen mäßige Leihgebühren verborgt. . . .

Bei all dem Glend, in welchem Fritz seine Tage verbrachte, regte sich doch noch immer das Künstlerblut in ihm. Wenn er auf der öden, dunkeln Bühne stand, auf der er sonst in hellem

Glanze der Lichter mitgewirkt hatte, trug ihn die Phantasie über die traurige Gegenwart hinweg, und mit seiner hellen Knabenstimme seine alten Rollen deklamierend, weckte er das Echo des leeren Raumes, oder er übte auf dem dumpf dröhnenden Podium kunstvolle Ballettschritte.

Dem Schuster dagegen war die dunkle Bühne ein unheimlicher Ort und noch mehr die darunter gelegenen Räume; denn zu jener Zeit wurzelte der Aberglaube noch tief im Volke. Keit slavischer Stamm hat mit solcher Zähigkeit an seinem heidnischen Glauben festgehalten als die alten Preußen. Bis in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts herauf lassen sich Spuren heidnischer Sitte und sogar heidnischen Götzendienstes verfolgen. So fand der Aberglaube noch lange Zeit nachher in jenem nordischen Küstenstriche einen günstigen Boden, wenn auch an die Stelle des heidnischen Kultus inzwischen die mittelalterliche Mönchsüberlieferung getreten war. Auf dem Platze des Theatergebäudes hatte früher eine Kirche gestanden und darunter befand sich noch jetzt ein Gewölbe, von welchem die Sage ging, es habe aus demselben ein unterirdischer Gang nach einem weit entlegenen Kloster geführt. Das genügte, um dem Gewölbe allerlei nächtlichen Geisterpuf anzudichten. Der Schuster wollte an bestimmten Stellen zuweilen bläuliche Flämmchen bemerkt haben und schwur Stein und Bein, dies sei das Anzeichen, daß dort ein großer Schatz verborgen liege. Aber selbst danach zu forschen, fehlte es ihm an Mut. Der furchtlose Schröder lachte den Geisterseher aus; dennoch that er ihm den Gefallen, um Mitternacht nach dem Schatze zu graben, natürlich ohne etwas zu finden. Ähnliche Proben seines aufgeklärten Geistes und seiner Beherztheit gab er den abergläubischen Schustersleuten noch oft, und wo irgend an einem unheimlichen Orte des Theatergebäudes sich ein verdächtiges Geräusch hören ließ, ging er ohne weiteres darauf los, gleichviel, ob es bei Tag- oder Nachtzeit war.

Endlich kamen die so sehr gefürchteten Russen. Im Schauspielhause wurden über zweihundert Mann einquartiert, die zum Teil in den Logen auf Stroh lagen. Der russische Kommandant, General von Korff, erschien eines Tages selbst, um das Theater in Augenschein zu nehmen. Schröder führte ihn herum. Als der General bei dieser Gelegenheit erfuhr, daß er den Stiefsohn des Schauspielers Ackermann vor sich habe, sagte er: „Ich kenne Deinen Stiefvater sehr gut, habe ihn in Moskau und Petersburg spielen sehen und auch persönlich mit ihm verkehrt. Schreib ihm, er solle sofort mit seiner ganzen Gesellschaft hierherkommen, er werde gute Einnahmen haben.“

Fritz schrieb den Brief und stellte ihn dem General zu, der für die Beförderung Sorge tragen wollte. Aber auf die Ankunft der Seinigen wartete der Knabe vergebens. Vielleicht hatte sich der Brief im Bureau des Kommandanten unter anderen Papieren verkrümelnt, möglicherweise auch hatte Ackermann keine Lust verspürt, der Aufforderung Folge zu leisten. Die Einquartierung wurde aus dem Theater wieder zurückgezogen; nur ein Grenadier blieb zurück. Dieser geriet einst in das Bereich des Kettenhundes, der Thalias Tempel vor nächtlichen Einbrechern schützte und auf dem Hofe seine bescheidene Hütte bewohnte. Das mächtige Tier warf den Russen ohne weiteres zu Boden, worauf dieser sich schleunigst aufraffte und mit gefälltem Bajonett auf seinen Angreifer losging. Zum Glück kam Schröder dazu. „Türk, marsch in die Hütte!“ gebot er dem Hunde. Türk gehorchte, und nun setzte sich sein Freund und Beschützer vor den Eingang der Hütte. Der zornige Russe wollte ihn vertreiben, doch war infolge des Lärms mittlerweile der Schuster erschienen, dem es gelang, den Soldaten zu entfernen. Noch von früheren Zeiten her bestand zwischen Schröder und dem Hunde ein altes Freundschaftsverhältnis. Um das treue Tier vor der Rache des Moskowiters zu schützen, eilte Fritz auf das Schloß zum General

von Korff und bat sich einen Schutzbrief für Türk aus. Unter Lachen gewährte der Kommandant das seltsame Gesuch und ließ einen Schutzbrief an der Hundehütte befestigen.

Als der General im nächsten Jahre den unteren Theateraal besichtigte, in welchem er eine große Gesellschaft geben wollte, erinnerte er sich der fast rührenden Beredsamkeit, mit welcher Schröder für seinen vierfüßigen Schützling gebeten hatte.

„Kannst Du auf die Folgsamkeit Deines Köters rechnen?“ fragte er den Knaben.

„Türk läßt nicht mit sich spaßen, aber mir gehorcht er aufs Wort,“ versicherte Schröder.

„Ich möchte doch erst ein paar Proben davon sehen,“ meinte der General.

Beide begaben sich zu Türks Standquartier.

Die gewaltige Bestie leistete jedem Befehle des Knaben Folge, legte sich zu dessen Füßen, ohne ein Glied zu rühren, sprang auf Kommando wieder auf, gab eine Pfote und ließ sich sogar willig als Reitpferd benutzen.

„Gut!“ sagte der General sehr befriedigt. „Jetzt gieb acht, was ich Dir sage. Morgen abend, wenn die Gesellschaft im Theateraale beim Souper sitzt, führst Du den Hund hinein. Ich will mir einen Spaß mit den Damen machen und ihnen einen kleinen Schrecken einjagen.“

Am andern Abend kam Schröder der empfangenen Ordre pflichtschuldigst nach. Er führte den Hund an der langen Kette in den Saal, wo eine glänzende Gesellschaft von Herren und Damen bei auserlesenen Gerichten saß. Kaum hatte Türk den köstlichen Bratenduft eingesogen, als er einen gewaltigen Sprung machte, seinen Führer mit sich reißend, zwischen einem Herrn und einer Dame seine Vorderpfoten auf die gedeckte Tafel legte und bald rechts, bald links von den Tellern fraß. Seine beiden Nachbarn sprangen auf, und da der Inhalt der Teller im Au

zwischen Türks Zähnen verschwunden war und die Reihe nun auch an die nächsten Teller kam, so flüchteten auch die entfernter sitzenden Gäste, bis nach und nach die ganze Gesellschaft samt dem General von Korff den Saal geräumt hatte. Vergebens hatte Schröder mit aller Kraft an der Kette gezerrt, vergebens auf den Hund losgeschlagen, — Türk wanderte unbeirrt von Teller zu Teller. Erst zwei Bedienten gelang es, das gefährliche Vieh mittels einiger großen Knochen von der fast geleerten Tafel wegzulocken.

Der General mußte seine Gesellschaft mit dem Nachtisch abspeisen, und Schröder bekam von ihm einige kräftige Donnerwetter zu hören, die er schweigend hinnahm, obwohl er nicht hatte wissen können, daß sein zottiger Freund ihm diesmal den Gehorjam aufkündigen werde.

Im März 1758 war der Seiltänzer und Taschenspieler Sarger mit seiner Familie nach Königsberg gekommen und gab im Theater Vorstellungen. Das war etwas Neues für Schröder, der hinter den Coulissen den Kunstproduktionen beiwohnen durfte. Er begriff nicht, wie man in einem Hute Pfannkuchen backen könne, wie es zuging, daß ein kahler Zweig vor den Augen des Publikums Blätter, Blüten und Früchte trieb, und daß eine Uhr, die der Zauberünstler aus einer Pistole schoß, sich in der Rocktasche eines entfernt sitzenden Zuschauers wiederfand. Bald jedoch lernte er dem Taschenspieler einige seiner leichteren Stücke ab, wußte ein zerschnittenes Band wieder ganz zu machen, ein Ei aus einem Hute in den andern laufen zu lassen, und verschluckte ein Messer, als wäre es Königsberger Marzipan. Durch beharrliche Übung auf dem Seile des Wundermannes brachte er es auch dahin, darauf zu laufen und sogar einen Purzelbaum darauf zu schlagen. Ein anderer Künstler, der seine Vorstellungen ebenfalls im Theater gab, erschien im Herbst desselben Jahres. Es war der damals sehr berühmte englische Drahtseiltänzer und

Equilibrist Stuart. Mit großer körperlicher Kraft und Gewandtheit vereinigte der vielgereifte Mann eine geistige Bildung und Belesenheit, die man bei seinen Zunftgenossen nur selten antraf. Ihn begleitete ein Wesen höherer Art: seine erst achtzehnjährige Frau, die nicht nur eine ungemein liebliche Erscheinung, sondern auch eine vorzügliche Klavierspielerin und Sängerin war. Außer ihrer Muttersprache sprach sie Deutsch und Französisch mit gleicher Vollkommenheit. Schröder wurde mit dem Künstlerpaare bald vertraut, und dieses nahm sich des verlassenen Knaben freundlich an, räumte ihm einen Platz an dem wohlversorgten Mittagstisch ein und versah ihn mit Kleidung und Wäsche. Frau Stuart unterrichtete ihn in der Musik und in den fremden Sprachen, die ihr selbst so geläufig waren, wofür er sie einige Bühnentänze lehrte, in denen er früher schon mit Beifall aufgetreten war. Zum erstenmal machte er jetzt die Bekanntschaft Shakespeares; dem Stuart war ein geübter Deklamator und trug dem Knaben ganze Scenen aus Hamlet, Lear und Othello vor. Freilich war Schröder noch zu jung, um diese Dichtungen in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen und zu verstehen, dennoch regte sich schon jetzt in ihm ein ehrfurchtsvoller Schauer vor der Größe des britischen Dramatikers, dem er zwei Jahrzehnte später die deutsche Bühne eroberte.

Nicht sehr erbaut war Frau Stuart, daß Fritz ihrem Gatten einige Balancierkünste ablernte. Hierin leistete der vielseitige Engländer geradezu Erstaunliches. Er ergriff, während er mit nur einem Fuße auf dem Drahtseile stand, ein schweres Wagenrad, an welchem zwei Männer vollauf zu heben hatten, und balancierte es auf den Bahnen.

Natürlich begnügte sich Schröders Nachahmungseifer mit den bescheidenen Programmnummern seines Vorbildes. . . .

Die schönen Tage näherten sich ihrem Ende. Anfang März 1759 rüsteten sich Stuarts zur Rückreise nach England.

Der Gedanke an die Trennung von dem Ehepaar, dem er so viele Wohlthaten und glückliche Stunden verdankte, entlockte dem Knaben Thränen. Mit um so größerer Freude ergriff er daher Stuarts Anerbieten, ihn mitzunehmen. Schröder packte bereits seine Habseligkeiten zusammen, als Doktor Georgi erschien. Er hatte sich nie um den Knaben gekümmert; jetzt kam er, um ihm einen Brief Ackermanns einzuhändigen. Der Brief kam aus Bern in der Schweiz und enthielt die Weisung, daß Fritz sich nach Lübeck begeben solle, um dort bei Ackermanns Bruder, der ein Tuchgeschäft betrieb, in die Lehre zu treten.

Nichts hätte dem Knaben jetzt ungelegener kommen können als dieses erste Lebenszeichen seines Stiefvaters, der seit seiner Abreise von Königsberg nichts von sich hatte hören lassen. Die Aussicht, in die prosaische Laufbahn eines Krämers einzutreten, hatte durchaus keinen Reiz für ihn, und er äußerte seinen festen Entschluß, der Aufforderung seines Stiefvaters keine Folge zu leisten. Frau Stuart aber ermahnte ihn zum Gehorsam und erklärte sehr entschieden, sie werde nie die Hand dazu bieten, den Sohn den Bestimmungen seiner Eltern zu entziehen.

Ergeben fügte sich Schröder dem Willen der jungen Frau, die am nächsten Tage mit ihrem Manne abreiste. Der tägliche Umgang mit der ungebildeten Schusterfamilie hatte verrohend auf Fritz eingewirkt. Seinen ehemaligen Lehrern und Mitschülern war er völlig entfremdet, und von der empfangenen Schulbildung war wenig zurückgeblieben. Erst der anregende Verkehr mit Stuarts hatte den verwilderten, bereits an der Grenze des Jünglingsalters stehenden Knaben einem höheren geistigen Leben zurückgegeben und ihn der großen Zukunft, welche ihm bestimmt war, aufs neue gewonnen.

Noch in seinem späteren Leben, als er längst zum Manne gereift war, konnte er seine Nüchternheit nicht unterdrücken, wenn er von Frau Stuart erzählte. Nie zuvor hatte eine so sanfte

milde Hand den Willen des verwahrlosten Knaben gelenkt, und treu bewahrte er in seinem Herzen das Andenken an die einzige Lichtgestalt, welche das Elend seiner Jugendjahre verklärte und ihm Mutter und Schwester zugleich gewesen war.

Nie sollte er Stuarts wiedersehen. Nach geraumer Zeit erst drang das Gerücht zu ihm, daß beide bei einem Schiffbruch umgekommen seien.



### III.

#### Abenteuer zu Wasser und zu Lande.

Wenige Tage nach Stuarts Abreise wurde Schröder an Bord eines Lübecker Schiffs genommen. General von Korff hatte ihm einen Paß ausgestellt. Der Schiffer hatte von Doktor Georgi das Überfahrts-geld und außerdem noch zwanzig Thaler erhalten, die er dem ihm anvertrauten Passagiere am Ziele aushändigen sollte. Von Stuart war Schröder regelmäßig mit Taschengeld versehen worden, wovon er nur selten etwas verausgabt hatte. Dieses Ersparnis erhielt der Schuster theils als Abfindung für die dem Heimatlosen erwiesene Gastfreundschaft, theils als Vorauszahlung für die Bedürfnisse des treuen Türken, den Schröder der besondern Fürsorge seiner bisherigen Wirtzleute empfahl.

Den Pegel hinauf ging die Fahrt nach Pillau und von dort in die weite offene See hinaus. Hatte Schröder auch, trotz seiner Jugend, schon viel erlebt und gesehen, so wirkte doch der Anblick des majestätischen Oceans wie mit Zaubergewalt auf ihn, und das Leben an Bord des Schiffes erschloß ihm eine völlig neue Welt. Er überließ sich nicht müßigen Träumen, sondern legte überall selbst mit Hand an und ließ sich keine Gelegenheit entgehen, wo es galt, das Schiffsvolk an Kühnheit zu übertreffen.

Der Mastkorb, wo ihn zwischen Himmel und Erde die Frühlingsstürme umbrausten, war sein liebster Aufenthalt. In seinem Wagemut setzte er sich wiederholt schweren Lebensgefahren aus. Bei einem tollen Kletterversuche stürzte er von der Höhe des Mastes herab, glücklicherweise jedoch ins Meer, aus welchem die Matrosen ihn wieder auffischten. Das dicke Ende kam nach, denn der Gerettete erhielt eine wohlverdiente Tracht Prügel. Ein andermal ließ er sich bei heftigem Winde im Mastkorbe umherhaukeln. Der Schiffer befahl ihm, herunterzukommen; aber die Bewegungen wurden so heftig, daß er sich nicht getraute, den Rückweg anzutreten, und von zwei Matrosen herabgeholt werden mußte. Dieses Mal trug er zwar keine Schläge davon, aber zerrissene Kleider.

In einer dunkeln, stürmischen Nacht wurde Schröder heftig gegen die Wand seiner Koje geworfen und dadurch sehr unsanft aus dem Schlafe geschreckt. Von oben herab hörte er ein entsetzliches Getümmel, und die Bewegungen des Schiffes waren so ungestüm, daß er Mühe hatte, in die Kleider zu fahren. Auf dem Verdeck wurde er sogleich an die Pumpe gestellt, wo seine beiden einzigen Reisegenossen, ein Schneider und ein Schuster, bereits im Schweiß ihres Angesichts arbeiteten. Der zaghafte Schneider sandte ein Stoßgebet nach dem andern gen Himmel; der Schuster wettete und fluchte. Währenddem zankte sich der Schiffer, welcher am Ruder gestanden hatte, mit dem Steuermann herum, der ihm Vorwürfe machte, einen falschen Kurs eingehalten zu haben, was der Schiffer nicht zugeben wollte. Eins aber war sicher: das Schiff saß auf einer Sandbank und wühlte sich immer tiefer darin fest. Der Steuermann behauptete, man müsse nahe dem Lande sein, und sandte wiederholte Rufe durch das Sprachrohr in die Nacht hinaus. Aber es erfolgte keine Antwort. Nun wurde ein Boot ausgesetzt. Das Tau riß jedoch, und das Boot trieb ab.

Als der Morgen heraufdämmerte, erkannte man, daß man sich zwischen Bornholm und Artholmene befand, etwa zweihundert Schritt von der ersteren Insel entfernt. Nun wurde das zweite Boot ausgesetzt, der Steuermann bestieg es mit zwei Matrosen und landete auf Bornholm, wo man das in der Nacht fortgetriebene Boot wiederfand. Da der Wind landeinwärts trieb, so war eine Rückkehr zum Schiffe unmöglich. Der Steuermann hatte jedoch ein Kommunikationstau mitgenommen, und an diesem ließ sich der Schiffer samt seinem Geldkistchen ans Land ziehen. Der Schustergejelle sprang ihm lachend nach, der Schneider wurde von den Matrosen, die an Bord zurückblieben, hinabgestoßen: beide erreichten glücklich die Küste. Mit Schröder verfuhr man etwas glimpflicher. Er hatte sein Bett mit auf die Reise genommen; in dieses wurde er mit verstopften Ohren eingeschnürt, am Tau festgebunden und dann den Wellen preisgegeben. Ganz entkräftet von dem Ansturm der Wogen, landete er. In einer nahe am Strande stehenden, von Fischern bewohnten Hütte trockneten die Schiffsgenossen ihre Kleider und stillten ihren Hunger mit Brot und Fischen. Schröder mußte, wie die übrigen, während der nächsten Nacht auf Stroh schlafen; denn sein Bett war noch ganz naß.

Am nächsten Morgen machte er einen Spaziergang am Strande, wo sich noch mehrere Fischerhütten befanden. Die anderen kehrten inzwischen auf das Schiff zurück, da es der dort verbliebenen Mannschaft gelungen war, dasselbe wieder flott zu machen, und der Sturm etwas nachgelassen hatte. Zu seinem Schrecken erblickte Schröder das Fahrzeug in voller Fahrt auf Artholmene zu, wie damals noch die dänische Inselgruppe Christiansö hieß. Die See ging noch immer hoch, kein Schiffer hätte sich mit seinem Rachen hinausgetraut, auch wenn Schröder in der Lage gewesen wäre, das Wagnis mit Geld aufzuwiegen. Aber er trug keinen Pfennig bei sich, und als er verlangend

seine Hand nach einem Butterbrot ausstreckte, welches er sich von einem alten Weibe erbeten hatte, entriß dieses ihm den Bissen wieder, weil er nicht bezahlen konnte. Er berief sich auf sein Bett, welches ein genügendes Pfandobjekt sei, erhielt aber zur Antwort, daß das Bett sich wieder auf dem Schiffe befinde.

Schröder zweifelte nicht, daß ihn der Lübecker bei ruhigerem Wetter abholen werde; des Hungerns war er gewöhnt, und so setzte er guten Mutes seinen Spaziergang zwischen den Fischerhütten fort. Als er im Sande ein Ruder liegen sah, hob er es auf und balancierte es zum Zeitvertreib auf den Zähnen.

Ein derartiges Kunststück hatten die Fischer noch nie gesehen; sie drängten sich um ihn, und er versprach, ihnen noch größere Wunder zu zeigen, wenn man ihm zu essen gebe. Nachdem man diesem Wunsche bereitwillig nachgekommen war, gab er die erlernten Taschenspielerstückchen zum besten. Er ließ Eier aus einem Hute in den andern tanzen, zerschnitt ein Band und machte es wieder ganz und krönte zuletzt seine Produktion damit, daß er ein Messer verschluckte, um es dann einem seiner erstaunten Zuschauer aus der Nase zu ziehen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem Hexenmeister. Am andern Tage strömte von nah und fern das Fischervolk herbei, dem unser Zauberkünstler gegen ein kleines Entree eine Vorstellung gab. Als ihn der Schiffer nach einigen Tagen von Bornholm abholte, konnte Schröder nicht nur alles bezahlen, was er verzehrt hatte, sondern es blieb ihm sogar ein Überschuß von drei Schillingen. Sein schönes Bett aber hat er nie wiedergeesehen.

Am 21. März ging das Schiff in Travemünde vor Anker, und die hochragenden Thürme Lübecks grüßten die Reisenden aus der Ferne. Der Schiffer legte die Fahrt nach Lübeck zu Wagen zurück. Schröder sollte vorläufig an Bord bleiben, bis ein Kahn die Trave hinaufgehen werde. Das war unserem jungen Reisen-

den aber zu langweilig; er schloß sich dem Schuster und dem Schneider an, welche den Weg zu Fuß zurücklegten.

In der alten Hansestadt hatte er bald den Tuchladen seines Oheims erfragt. Dort erblickte er einen Mann in Schlafrock und Perücke, der sich mit mehreren Bauern herumzankte. Die Schimpfreden, die sehr reichlich flossen, die bellende Stimme, welche an diese Tonart gewöhnt zu sein schien, machten auf Schröder einen ebenso ungünstigen Eindruck wie die ganze Persönlichkeit des Mannes, der offenbar sein Oheim war, und sein letzter Rest von Mut drohte ihn zu verlassen. Er wagte nicht, den Laden zu betreten, solange noch Leute darin waren, und ging eine Stunde davor auf und ab. Erst als er den Kramherrn allein sah, trat er ein.

„Herr Oheim, ich bin Ihres Bruders Sohn,“ redete er ihn an. Der Tuchhändler maß ihn von oben bis unten. „Meines Bruders Sohn?“ schrie er. „Ein Landstreicher wirst Du sein, ein Spitzbube, der auf eine Gelegenheit lauert, mich zu bestehlen. Ich habe Dich schon lange vor dem Laden herumlungern sehen. Mach, daß Du fortkommst!“

Schröder wiederholte seine Versicherung.

„Hast Du Briefe oder sonstige Papiere, womit Du Dich ausweisen kannst?“ herrschte ihn der Oheim an.

„Ja, aber ich habe sie auf dem Schiffe zurückgelassen,“ sagte Schröder.

Des Oheims Antwort erfolgte prompt. Er warf den vermeintlichen Landstreicher ohne weiteres zur Thür hinaus.

Schröder aber, dem in schlimmen Lagen der Mut wuchs, verfiel auf ein sehr einfaches Mittel, dem ungläubigen Oheim auch ohne Papiere seine Zugehörigkeit zur Familie zu beweisen.

Vor dem Laden stehend, begann er alles, was er über die Verhältnisse der Familie seines Stiefvaters wußte, auszukramen, daß es jeder Vorübergehende hören konnte. Da in dieser sehr

geläufig vorgetragenen Familiengeschichte sich mancher wundte Punkt befand, welcher für die Deffentlichkeit nicht geeignet war, so sah sich der Oheim sehr bald bewogen, den Schlingel wieder in den Laden hereinzurufen. Von der Echtheit seines Neffen jetzt überzeugt, führte er ihn zur alten Mutter Ackermann, die in der Nähe ein kleines Stübchen bewohnte. Dort ließ er ihn zurück, und die gute alte Frau setzte dem Enkel zu essen und zu trinken vor und bezeugte ihm mit liebevollen Worten ihre großmütterliche Theilnahme. So schien denn der junge Abenteurer in einem ruhigen und sicheren Hafen eingelaufen zu sein. Behaglich fühlte er sich jedoch nicht bei dem Gedanken, auf die Träume von einstigem Künstlerruhm zu verzichten und in den engen Schranken kleinbürgerlichen Erwerbslebens sein Dasein verdämmern zu müssen.

Es war Abend geworden, als der Oheim zurückkehrte. Er hatte den Schiffer gesprochen und die zwanzig Thaler samt Schröders Felleisen empfangen. Als er den Brief seines Bruders las, war er sehr erstaunt, daraus zu ersehen, daß Fritz bei ihm in die Lehre treten sollte. Der Bruder hatte ihm noch keine Silbe davon geschrieben, hatte überhaupt seit Jahr und Tag nichts von sich hören lassen. Vorläufig brachte der Tuchhändler den ihm so unerwartet ins Haus geschneiten Neffen in einer Fuhrmannsherberge unter. Diese blieb Schröders Nachtquartier, während er die Tage meist bei der Großmutter zubrachte, wo er auch aß. Alltäglich mußte er ein Gesangbuchlied auswendig lernen und es der Großmutter auffagen, auch mußte er nach und nach sämtliche Kirchen Lübecks besuchen und ihr durch Beschreibung ihres Innern und Außern den Beweis liefern, daß er auch wirklich dort gewesen sei. Der Oheim ließ sich nur selten sehen. Er zeigte durchaus keine Neigung, Fritz in sein Geschäft aufzunehmen. „Ich kann Dich dort nicht gebrauchen,“ erklärte er, „und Dich umsonst zu füttern, bin ich nicht reich genug, zumal ich selbst für eine große Familie zu sorgen habe.“

Um so angenehmer war der Tuchhändler überrascht, als eines Tages ein Brief von seinem Bruder eintraf, der alle Widersprüche löste. Es war dem Schauspieldirektor gar nicht Ernst gewesen, seinen Stiefsohn, der sich als ein so brauchbares Mitglied der Truppe bewährt hatte und noch mehr für die Zukunft versprach, der Bühne zu entziehen. Er hatte nur gefürchtet, daß Fritz von den Russen keinen Auslaßpaß erhalten werde, wenn er durch preussisches Gebiet reisen sollte. Daher hatte Ackermann die Reiseroute über das neutrale Lübeck gewählt und den Vorwand erfunden, daß sein Stiefsohn dort als Lehrling in das Tuchgeschäft eintreten solle. Es war Ackermanns Wunsch, daß Fritz sich von Lübeck aus sobald wie möglich auf den Weg nach der Schweiz machen solle. Das nötige Reisegeld war dem Briefe beigelegt.

Dem Tuchhändler war ein Stein vom Herzen genommen. Er verschah den ziemlich abgerissenen Neffen mit neuen Kleidern, und nachdem zu Ehren des Scheidenden ein Familienschmaus veranstaltet worden war, verabschiedete sich Fritz von seinen Verwandten leichtern Herzens, als er gekommen. Zunächst reiste er mit der Post nach Lüneburg. Er kam sich jetzt wie ein vornehmer Herr vor und traktierte unterwegs den Schirmmeister und einige Mitpassagiere in freigebiger Weise. Auf der Weiterfahrt machte er hier und da eine längere Rast, je nachdem ihm die Stadt gefiel, und so kam es, daß bei seiner Ankunft in Straßburg seine Reisekasse bis auf einige Thaler zusammengeschmolzen war. Fritz machte sich darüber jedoch keinen Kummer, befand sich doch in seinem Koffer eine Anweisung seines Stiefvaters auf das Bankhaus von der Mühl in Basel. Nun er in Straßburg war, konnte er es kaum erwarten, sich das Münster, das herrliche Denkmal altdeutscher Kunst, anzusehen, das er schon so oft hatte rühmen hören. Nachdem er in der ersten besten Herberge seinen Koffer eingestellt hatte, beeilte er sich, den Wunderbau Meister Erwins

von außen und innen in Augenschein zu nehmen. Noch ganz überwältigt von dem empfangenen Eindruck, wollte er nach seiner Herberge zurückkehren. Aber die suchte er vergeblich. Er hatte sich weder den Namen derselben gemerkt, noch auf die Lage achtgegeben, und bei so vielen Gastwirten er auch Umfrage hielt, keiner wollte sich seiner erinnern oder gar sein Gepäck in Verwahrung genommen haben.

Der Verlust des Koffers mit der Anweisung war ein sehr empfindlicher. Nachdem der junge Reisende im Gasthof „Zum heiligen Geist“ übernachtet und seine bescheidene Zeche bezahlt hatte, blieb ihm für den dreißig Stunden weiten Weg bis Basel nur noch sehr wenig übrig. Zeitig in der Frühe trat er seine Fußwanderung an. Am Nachmittag holte er eine Schar Bauern ein, die mit mehreren Gespannen des Wegs dahinzog. Die Wagen waren leer, nur auf dem letzten lag ein Faß Wein, dem die Bauern fleißig zusprachen. Sie waren ungemein lustig, sangen und johlten und gestatteten dem jungen Wanderer gern, auf dem vordersten Wagen Platz zu nehmen. Er erhielt sogar die Erlaubnis, die Rosse zu lenken. Da es ihm zu langsam ging, so griff er zur Peitsche und versetzte den trägen Tieren einen Hieb. Dieser wurde indes sehr übel aufgenommen: die Pferde machten einen gewaltigen Seitensprung und der Wagen lag im Graben, wobei die Hinterräder über Schröder hinweggingen. Glücklicherweise lag er hohl und erlitt keinen nennenswerten Schaden. Der Wagen wurde wieder aufgerichtet, und die Fahrt ging weiter. Die Zügel wurden dem ungeschickten Kutscher jedoch nicht wieder anvertraut. Er mußte sich auf einen andern Wagen zu den Bauern setzen, die in ihrer Weinlaune immer toller und ausgelassener wurden.

„Vive le roi de Franco!“ schrie einer und leerte seinen frisch gefüllten Becher auf einen Zug.

„A bas le roi de Prusse!“ brüllte ein anderer.

„Kerl, was bist Du für ein Landsmann?“ wandte sich ein dritter an Schröder.

„Ich bin ein Preuße,“ antwortete Schröder stolz. Kaum hatte er das gesagt, als ihm von allen Seiten ins Gesicht gespien wurde. Damit hatten sich aber die elsässer Preußenesser noch nicht genug gethan. Sie verlangten, daß Schröder den König von Preußen beschimpfen solle. Da er dies nicht that, so fielen sie über ihn her, schlugen ihn mit Fäusten und Peitschenstielen, warfen ihn auf die Straße und fuhren davon.

Ein Soldat fand den Mißhandelten im hilflosesten Zustande; er erbarmte sich seiner und trug ihn nach dem nahen Friesenheim in das Haus seiner Mutter. Hier wurde Schröder entkleidet und in ein Bett gelegt. Rücken und Lenden waren mit Schwielen bedeckt, die sorgsam mit Bramtwein gewaschen wurden. Nach dreitägiger Pflege war er so weit hergestellt, um sich wieder weiterzuschleppen zu können. Er gab seinen Pflegern drei kleine Thaler; ein einziger blieb ihm, um einen Weg von vierundzwanzig Stunden zurückzulegen. Er brauchte aber vierzig und übernachtete im Freien, seine geringe Barschaft für Brot und Wein aufsparend.

Mit schwerem Herzen suchte er in Basel das Bankhaus von der Mühl auf. Hier wurde er jedoch freundlich aufgenommen. Man hatte ihn erwartet und setzte in seine Erzählung von dem Verluste des Koffers mit der darin befindlichen Anweisung nicht den leisesten Zweifel. Herr von der Mühl sorgte für seine Unterkunft in den „Drei Mohren,“ zog ihn am anderen Tage sogar zur Tafel und versah ihn mit Reisegeld.

Ohne weitere Abenteuer langte Schröder am 24. April in Solothurn an, wo die Ackermainsche Truppe gerade ihre Vorstellungen gab.

Über zwei Jahre waren vergangen, seitdem Mutter und Sohn einander nicht gesehen hatten. Als dreizehnjähriger Knabe, fast zum Jüngling herangereift, stand Fritz jetzt vor ihr. Sie

erschraf bei seinem Anblick. Noch trug er die Spuren der im Elfaß erlittenen Mißhandlung an sich; seine Kleider waren zerschliffen, die Wäsche schmutzig von der langen, sechsundzwanzigtägigen Reise. Ein vorwurfsvolles Bild der Verwahrlosung, erschien er dem Mutterauge wie der „verlorene Sohn.“ Der Augenblick war so überwältigend, daß sie in leidenschaftliche Thränen ausbrach und sich lange nicht zu fassen wußte, denn ihr Herz war nicht liebeleer.

„Junge, wie siehst Du aus!“ rief Ackermann, als der Stiefsohn sich ihm vorstellte. „Ich hoffe, Du bist ein anderer Mensch geworden.“

„Wenn Hunger und Elend Menschen bilden können, so muß ich vollkommen geworden sein,“ war Schröders bittere Antwort.

Ackermann fühlte den Vorwurf und schwieg. Durch die That kam er dem Wiedergefundenen freundlich entgegen, ließ ihn neu kleiden und suchte ihm in jeder Hinsicht gerecht zu werden.

Noch nach langen Jahren vermochte Schröders Mutter nicht ohne Thränen der Stunde zu gedenken, wo sie aus dem Munde ihres Kindes dessen ganze Leidensgeschichte vernahm. An ihm war schwer gefehlt worden, das konnte sie sich nicht verhehlen, und, wahrlich! ihr Verdienst war es nicht, daß sie den Sohn in körperlicher und geistiger Gesundheit wieder in ihre Arme schließen konnte. Oft versicherte sie ihm später, sie habe an seiner Verwahrlosung keine Schuld gehabt. Allem Anschein nach ist sie nicht Herrin ihres Willens gewesen, sondern hat unter einem Drucke von außen gestanden. Ob dieser von ihrem Manne ausging oder von der ränkesüchtigen Demoiselle Hoffmann, die bei Schröders Ankomst noch immer ihren Platz behauptete, oder ob beide, Ackermann und die Souffleuse, vereint den guten Absichten der Mutter entgegengewirkt hatten, darüber sprach sich die letztere nie aus, und Schröder war zartfühlend genug, sie nicht zur Aufklärung zu drängen.



IV.

Ein Rückblick.

Bis zum Dreißigjährigen Kriege hatte in Deutschland die Aufführung von Schauspielen in den Händen der Geistlichkeit, der Gelehrten, der Schüler, Studenten und Bürger gelegen. Einen Schauspielerstand, der das Theater zur Berufssache machte, gab es noch nicht. Erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts kamen festgegliederte Schauspielertruppen von England herüber, denen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die „niederländischen Komödianten“ folgten. Durch diese Fremden lernte man im Deutschen Reiche die dramatische Litteratur des Auslandes kennen und wurde mit ihrer Bekörperung auf der Bühne vertraut. Es bildeten sich nun auch deutsche Schauspielergesellschaften, welche, mit einem Komödiantenmeister oder Prinzipal an der Spitze, von Stadt zu Stadt wanderten und ihre Kunst als zünftiges Handwerk ausübten. Aber der deutschen Bühne fehlten volkstümliche Dichter; sie mußte bis ins achtzehnte Jahrhundert aus der reichen Fundgrube der spanischen und französischen Litteratur schöpfen oder entnahm ihre Stoffe der Zeitgeschichte. Die zur Aufführung gelangenden Stücke hießen „Haupt- und Staatsaktionen“ und wurden mit Zaubergeschichten, mythologischen und sinnbildlichen Personen, mit Gesang und Tanz ausgeschmückt. Blutige Schreckensscenen durften dabei nicht fehlen; die unentbehrlichste Figur aber war der Hanswurst, der das Volk schon in den Mysterien oder geistlichen Schauspielen belustigt hatte, wenn er sich jetzt auch unter den verschiedensten Namen und Gestalten verbarg. In dem Nachspiele, welches jeder Haupt- und Staatsaktion folgen mußte, war ihm die erste Rolle zuerteilt, und was er auf der Bühne that und sagte, war meistens die

freie Erfindung des Darstellers, der dabei seiner augenblicklichen Laune die Zügel schießen ließ.

An den deutschen Fürstenhöfen hatte die Schauspielkunst damals noch keine Heimstätte gefunden; dort wurde hauptsächlich die italienische Oper gepflegt. Erst im Jahre 1775 eröffnete sich dem Schauspiel in Gotha das erste Hoftheater, und ein Jahr darauf folgte Kaiser Josef II. diesem Beispiel.

Um die dramatische Dichtung war es in Deutschland noch sehr schlimm bestellt. Ungefunde Übertreibung, Geschmacklosigkeit und Roheit herrschten darin vor. Die Prosa strotzte von bombastischem Wulst und unerträglicher Plumpheit. Nur für die untersten Volksschichten war das Theater genießbar.

Doch strebten bereits vereinzelte Wandertruppen eine Veredlung des Geschmackes an. Allen voran ging eine Frau, die Schauspielprinzipalin Karoline Neuber. Sie zuerst schaffte die sehr beliebt gewordene Stegreifkomödie ab, worin Handlung und Dialog der Phantasie der Schauspieler überlassen waren, und begann 1727 in Leipzig mit der Aufführung regelrechter, auswendig gelernter Stücke. Zunächst waren es die französischen Klassiker Corneille und Racine, welche sie in Übersetzungen auf die Bühne brachte. Der Leipziger Professor Gottsched wurde ihren Bestrebungen eine mächtige Stütze und stellte ihr seine eigenen und seiner Freunde Theaterstücke zur Verfügung, welche sämtlich im französischen Geschmack geschrieben waren und statt der Knittelverse und der schauerlichen Prosa, die man von der deutschen Bühne herab zu hören gewöhnt war, den wohlgesetzten, wenn auch steifen Alexandriner einführten. Im Jahre 1737 ging Karoline Neuber einen bedeutenden Schritt weiter und verbannte im Verein mit Gottsched in einem feierlichen öffentlichen Akte den erbgeessenen Hanswurst vom Theater. Seitdem begann eine Reform der deutschen Bühnenzustände.

Der Schauspielersstand selbst war verachtet und wurde zu

dem „fahrenden Volk“ gezählt. Viele Geistliche widerlegten sich der Bestattung der „Komödianten“ in geweihter Erde. Das allgemeine Vorurteil war leider nur zu oft begründet. Viele erwählten diesen Beruf, um ihrer Abenteuerfucht und ihrem Hange zur Viederlichkeit fröhnen zu können. Aus solchen unlauteren Elementen setzten sich meist die Schauspielertruppen zusammen, und der Prinzipal war nur darauf bedacht, die Schaulust des Volkes auszubeuten; um Kunstleistungen im besseren Sinne war es ihm gar nicht zu thun.

Mancherlei Gewohnheiten der Kunstreiter und Seiltänzer waren auch auf die Schauspieler übergegangen; wie jene, ließen sie ihre Ankunft in einer Stadt durch Trommelschlag verkünden. Um die Neugier zu reizen, wurden dem Titel eines aufzuführenden Stückes noch anlockende Nebenbezeichnungen beigelegt. Ein Theaterdirektor Agener leistete hierin Unglaubliches. Er begnügte sich zum Beispiel nicht, dem Titel: „Der Lotteriespieler“ auf dem Theaterzettel noch die Nebenbezeichnung: „oder die fünf glücklichen Nummern“ beizugeben, sondern er fügte auch noch folgende Anmerkung hinzu: „Die Entwicklung des heutigen Stückes läßt den Helden desselben eine Quaterne ziehen. Möchten doch alle unsere respekt. Gönner in der nächsten Ziehung, wenn sie in die Lotterie gesetzt, ein gleiches Glück haben . . .“

Das Erniedrigende, wodurch der Schauspielerstand sich selbst herabsetzte, hatte jedoch einen hochgesinnten, jungen Mann nicht abzuschrecken vermocht, seinen verlangenden Blick und die Hoffnung seiner Zukunft dem Theater zuzuwenden.

„Man darf nicht Schauspieler sein,“ sagte er sich, „mir um sein Brot zu haben, dem Pöbel etwas vorzugaukeln und einige auswendig gelernte Zeilen ohne Gefühl, ohne Kunst herzuaplappern; sondern man muß Naturwahrheit in das Spiel legen und den Charakter einer Rolle durchdringen; man darf kein Wort sagen, ohne es zu fühlen, und keine Geste, keine Modulation anbringen,

ohne sie vorher überlegt zu haben. Durch solche Beispiele wird der ganze Stand gehoben werden, und hat er erst eine höhere Stufe in der Kunst erreicht, die zugleich, auf seine geistige und sittliche Bildung veredelnd einwirkt, so wird sich auch seine gesellschaftliche Stellung bessern.“

Der junge, erst neunzehnjährige Mann, in welchem diese Grundsätze gereift waren, ohne daß er ein Vorbild gehabt hätte, hieß Konrad Ekhof, und der Ehrenplatz, den er in der Geschichte des deutschen Theaters einnimmt, ist ein glänzender Beweis, daß er dasjenige, was er als das Richtige erkannte, redlich erfüllt hat.

Ekhof war der Sohn eines Hamburger Stadtsoldaten. Not und Sorgen hausten in der ärmlichen Kellerwohnung, in welcher er 1720 das trübe Licht der Welt erblickt hatte. Später wurde er Schreiber bei einem Postkommissar in Hamburg; dann trat er in gleicher Eigenschaft in das Bureau eines Advokaten in Altona. Doch wurde er dort nicht nur zum Schreiben verwendet, sondern er mußte für die Advokatenfrau, wenn diese ihr Dienstmädchen schonen wollte, allerlei Gänge besorgen, Gemüse vom Markte holen, die Kinder warten und für die ganze Familie das Schuhzeug putzen; die Frau war sehr hochmütig und ließ ihn seine abhängige Stellung aufs empfindlichste fühlen, und da er keine andere Zuflucht hatte, so mußte er drei Jahre hindurch in dieser Lage aushalten. Als ihm aber zugemutet wurde, eine hechtgraue Bedientenlivree anzuziehen und hinten auf den Wagentritt zu steigen, nahm er seinen Abschied. Der entwürdigende Aufenthalt in dem Hause seines bisherigen Brotherrn hatte jedoch auch seine Lichtseite gehabt. Der Advokat besaß eine ansehnliche Bibliothek schöngeistiger Werke, die Ekhof fleißig benutzte hatte. Dadurch war er zu einem Bildungsgrade emporgestiegen, welcher über den Stand, aus dem er hervorgegangen, weit hinausragte. Besonders die Lektüre der Dramen und dramaturgischen Abhandlungen Gottscheds hatte ihm viele geistige Anregung geboten

und endlich den Gedanken in ihm erweckt, selbst zur Bühne zu gehen.

Nach seinem Austritt aus der Advokatentanzlei im Jahre 1739 — also siebzehn Jahre vor den kleinen Königsberger Ereignissen, welche unsere Erzählung einleiteten — verkehrte Ekhof, wieder nach seiner Vaterstadt Hamburg zurückgekehrt, häufig bei einer älteren Verwandten, Frau Neuhaus, welche in der Vorstadt St. Pauli wohnte. Dort machte er die Bekanntschaft einer fünfundschwanzigjährigen Frau, welche bei der Wittve ein bescheidenes Zimmer gemietet hatte. Sie war die Gattin des Organisten Schröder an der St. Georgenkirche zu Berlin. Widerwärtige Umstände hatten den begabten Musiker nicht emporkommen lassen. Sein Einkommen war ein kümmerliches, trotzdem er dasselbe durch Ertheilung von Musikunterricht zu verbessern suchte. Leider besaß er nicht die moralische Kraft, sein Mißgeschick mit Ergebung zu ertragen. Er ergab sich dem Trunke, wodurch das Hauswesen immer mehr in Verfall geriet. Sophie, die junge Gattin, suchte dem Glend zu steuern. Im elterlichen Hause zur Kunststickerin herangebildet, gründete sie eine Stick- und Nähschule; aber auch das Wenige, was sie damit erwarb, fiel der unseligen Leidenschaft des Gatten zum Opfer. Als sie zu der traurigen Einsicht gelangte, daß sie den immer tiefer Sinkenden nicht aufhalten konnte, blieb ihr keine Wahl, als entweder mit ihm zu Grunde zu gehen, oder ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Sie wählte das letztere. Während Schröder durch sein Organistenamt in Berlin zurückgehalten wurde, wandte Sophie sich nach Schwerin. Ihr Vater hatte für den Hofhalt des Herzogs Christian Ludwig mancherlei Kunststickereien geliefert; darauf gründete sie die Hoffnung, in ihrem Fache dort ebenfalls Beschäftigung zu finden. Aber sie täuschte sich und siedelte nun nach Hamburg über, wo sie von ihrer Hände Arbeit ein kümmerliches Leben fristete.

In dieser Lage lernte sie den ehemaligen Advokatenſchreiber kennen. Ekhs's Enthuſiasmus für die Bühne fand bei der anmutigen, geiſtig angeregten Frau volles Verſtändnis. Sie beſaß litterariſche Bildung, machte ſelbſt Verſe, und der ſchon früher gehegte Gedanke, ihr Glück beim Theater zu ſuchen, gewann greifbare Geſtalt. Aber es bedurfte erſt der ganzen Überredungs-gabe Ekhs's, ehe ſie ſich zu dem Schritte entſchloß, der einen Bruch mit ihrer bürgerlichen Vergangenheit bedeutete. Ganz in der Nähe, in Lauenburg, hatte ſich eine neue Schauſpielgeſellſchaft gebildet. An ihrer Spitze ſtand ein tüchtiger, litterariſch gebildeter Mime, Namens Schönemann. Zulezt hatte er unter Karoline Neuber gewirkt, und da dieſe nach Petersburg gegangen war, ſo wollte er an ihrer Stelle das Reformwerk der deutſchen Bühne weiterführen. Junge, für dieſe Idee begeiſterte Leute, meiſt Anfänger, hatten ſich unter ſeiner Fahne zuſammengefunden, und zu ihnen geſellte ſich Ekhs mit ſeiner Freundin Sophie Schröder. Auch ein Mann von ſtamm ſoldatiſchem Auftreten, der trotz ſeiner achtundzwanzig Jahre bereits eine reiche Vergangenheit hinter ſich hatte, begann hier ſeine ſchauſpielerische Laufbahn. Aus guter bürgerlicher Familie in Schwerin ſtammend, war er ſeiner unbezähmbaren Abenteuer- und Wanderluſt gefolgt, hatte den ruſſiſchen Feldmarſchall Münnich auf weiten Reiſen begleitet und unter ihm mit großer Tapferkeit gegen die Türken gekochten. Mit einer ſtattlichen äußeren Erſcheinung und einer wohlklingenden Stimme verband er eine vielſeitige Bildung, verſtand ſich auf die Wundarzneikunſt ebenſo gut wie auf Pinſel und Zeichenſtift, war ein gewandter Tänzer, wußte ein wildes Roß zu tummeln und hatte als Schlittſchuhläufer die Eisbahn von Königsberg bis Danzig zurückgelegt. Sein Name war Konrad Ernt Ackermann. In ihm, Ekhs und Sophie Schröder ſollten unter dieſem vom Zufalle zuſammengeworhenen Komödiantenhäuflein der deutſchen Bühne drei Sterne erſten Ranges aufgehen.

In Lüneburg eröffnete am 15. Januar 1740 die aus zwölf Personen bestehende Truppe ihre Vorstellungen, dann spielte sie in Rostock, Schwerin und Wismar. Sophie Schröder eroberte sich durch ihre schöne Erscheinung und durch die edle Würde ihres Spiels und ihres Vortrags überall schnell die Gunst des Publikums; auch Ackermann fand vielen Beifall; weniger glücklich war dagegen Ekhof. Gerade ihn, der später die höchste Stufe seiner Kunst erreichen sollte, hatte Mutter Natur ziemlich stiefmütterlich bedacht. Seine unansehnliche Figur, die hohen Schultern, die auffallend dicken Knöchel waren schon an und für sich Mängel, die das Publikum einem Bühnenhelden schwer verzeiht; dazu kam noch eine gezwungene Deklamation und ein schlechtes Gedächtnis. Nur die schönen, dunkeln, geistvollen Augen und das wundervolle Organ, mit welchem er später die Herzen zu erschüttern vermochte, hielten jenen Mängeln einigermaßen die Wage.

Schönemanns Truppe hatte sich wacker eingespield. Schon im nächsten Jahre unternahm er das Wagnis, während der Ostermesse in Leipzig Vorstellungen zu geben. Hier stand er auf der klassischen Stätte der Neuberschen Triumphe, im Mittelpunkte des litterarischen Lebens, und es galt nun, die Feuerprobe abzulegen. Und siehe da, er fand Gnade vor dem Richterstuhle Gottscheds, der mit dem Schauspieldirektor und seinen Mitgliedern sogar in persönlichen freundschaftlichen Verkehr trat. Nachdem sich die kleine Künstlerschar in Leipzig so glänzend bewährt hatte, lockte Hamburg als wohlhabende und empfängliche Theaterstadt, wo die Truppe in das alte, obchon etwas baufällige Opernhaus am Gänsemarkt einzog. Sophie Schröder hatte sich aus einer bescheidenen Anfängerin bald in eine ehrgeizige Primadonna verwandelt. Berauscht durch ihre Leipziger Triumphe, die sich auch in Hamburg fortsetzten, fühlte sie sich gekränkt, daß Schönemann eine minder begabte Künstlerin, Demoiselle Spiegelberg, bevorzugte; auch verlangte sie eine Erhöhung ihrer sehr bescheidenen

Wochengage um einen halben Thaler. Als der Prinzipal diese kleine Zulage verweigerte, ließ sich die verstimmte Künstlerin durch ihre zahlreichen Anhänger überreden, selbst eine Truppe zu gründen; ihr Hauptgönner, der holländische Resident Willers, unterstützte sie mit Geld. Als zu Fastnacht 1742 Schönemanns Pachtvertrag ablief, wurde dieser nicht wieder erneuert, und im Frühjahr übernahm Sophie Schröder mit einer neugeworbenen Gesellschaft das Theater für eigene Rechnung. Ekhof blieb bei Schönemann und zog mit diesem nach Breslau. Ackermann dagegen, der trotz seines großen Talents als Darsteller komischer Charaktere nicht recht hatte aufkommen können, weil ihm der Prinzipal die besten dieser Rollen wegspielte, trat zu Sophie über.

Aber bei aller Begabung fehlte doch der jungen Unternehmerin die Erfahrung, um ein Theater selbständig zu leiten. Auch das Glück war ihr nicht günstig. Um alle Geschmacksrichtungen des „vielföpfigen Ungeheuers,“ wie man mit Recht das Publikum nennt, zu befriedigen, mußte der verpönte Harlekin zu Hilfe gerufen werden. Ein Vorpiel und ein Nachspiel, worin der Spaßmacher seine lustigen Schwänke trieb, gehörte außerhalb Leipzigs noch immer zu einem genußreichen Theaterabend; denn auch die Galeriebesucher wollten ihr Vergnügen haben. Bald als Schornsteinfeger, bald als Höllenstürmer Herkules, heute als betrogener, morgen als ausgestopfter Harlekin ergötzte der Erbfeind des guten Geschmacks die Hamburger; aber das Schicksal der hart um die Existenz kämpfenden jungen Theaterprinzipalin vermochte er nicht aufzuhalten. Der Besuch wurde immer schwächer, die Einnahmen verringerten sich von einer Vorstellung zur andern, und bald kamen Abende, wo nur ein paar Thaler in der Kasse kloperten. Während Madame Schröder mit ihrer Truppe einen Absteher nach Rostock machte, feierte im Opernhause der Direktor Mingotti mit seiner italienischen Operngesellschaft Triumphe und verdrängte seine deutsche Rivalin aus der Miete. Nun mußte die

unglückliche Prinzipalin zu herabgesetzten Preisen in einem Lokale spielen, wo allerlei niedere Schaustellungen stattzufinden pflegten. Aber selbst dort war ihres Bleibens nicht lange, so schnell ging es abwärts. In einer alten Bude, die schon im siebzehnten Jahrhundert von fahrenden Komödianten benutzt worden war, gab sie noch zehn Vorstellungen; dann fiel der Vorhang zum letztenmal, und mit der Theaterherrlichkeit hatte es ein Ende.

Der Berliner Organist hatte sich goldene Berge von dem Unternehmen seiner Frau versprochen, hatte seine Stelle an der Georgenkirche im Stich gelassen und war nach Hamburg geeilt, wo er Sophies kummervolle Tage teilte. Nach dem Schiffsbruch kehrte er nach Berlin zurück, während Sophie sich nach Schwerin wandte, um dort wieder eine Stickschule zu errichten. Diesmal glückte es ihr besser. Der herzogliche Hof hatte sie vor drei Jahren als Zierde der Schönemannschen Truppe kennen gelernt und erinnerte sich ihrer schauspielerischen Leistungen. Infolgedessen fand nun auch ihre Geschicklichkeit in der Gold- und Silberstickerei die verdiente Anerkennung, und die hart bedrängte Frau blieb vor drückender Not bewahrt. Am 2. November 1744 schenkte sie einem Knaben das Leben, welcher nach den beiden Prinzen, die ihn über die Taufe hoben, die Namen Friedrich Ludwig erhielt. An seiner Wiege stand ein Genius und weihte ihn zu Thalias würdigstem Jünger. Der arme, verkommene Organist aber sollte die Erfüllung lange ersehnter Vaterfreude nicht mehr erleben. Er war kurz vorher gestorben.

Fritz war zwei und ein halbes Jahr alt, als er mit seiner Mutter die weite Reise nach Danzig machte. Dort hatte Acker- mann, durch einen vermögenden Goldschmied unterstützt, eine eigene Schauspielertruppe gebildet. Er wollte sich eine Kraft wie die hochbegabte ehemalige Kollegin nicht entgehen lassen, und Sophie, in welcher die Erinnerung an ihre einstigen Bühnentrumphe mächtiger war als die bitteren Erfahrungen, folgte

seinem Ruße. Die neue Truppe löste sich zwar bald wieder auf, weil der Geldmann, der die Mittel hergab, sich unberufen in die künstlerische Leitung mischte; aber im benachbarten Rußland hatte die deutsche Schauspielkunst schon seit Jahren eine Pflegestätte gefunden, nicht nur in den deutschredenden Ostseeprovinzen, sondern auch in Petersburg und Moskau. Dort versuchten nun Ackermann und Sophie Schröder ihr Heil. Es war ein ruheloses Nomadenleben, das sie führten; denn sie reisten beständig zwischen den beiden Hauptstädten hin und her; die Erfolge ließen jedoch nichts zu wünschen übrig. Das künstlerische Band, welches Ackermann mit der Organistenwitwe verknüpfte, sollte für das ganze Leben gefestigt werden: im November 1749 reichten beide einander vor dem Traualtare die Hand. Die Hochzeitsgeschenke, womit man das gefeierte Künstlerpaar erfreute, betrugten Tausende von Rubeln; zudem hatten beide ein hübsches Sömmchen erspart. Mit einem für ihre Verhältnisse bedeutenden Kapital ausgerüstet und der unausgesetzten Wanderungen in einem halbbarbarischen Lande müde, kehrten sie im Winter von 1751 auf 1752 nach Danzig zurück, wo ihnen am 12. Februar ein Töchterchen, Dorothea, geboren wurde, und gründeten hier auf eigene Rechnung eine neue Theatergesellschaft.

Der kleine Fritz Schröder, nun Ackermanns Stiefsohn, hatte schon mit drei Jahren die Bühne betreten. Er spielte Knaben- und Mädchenrollen, welche seinem Alter entsprachen, und die edelgewandte Mutter verwandelte stumme Rollen in redende. Während man unter lebhafter Teilnahme des Publikums in Danzig Vorstellungen gab, reifte in Ackermann der Plan, Königsberg zu seinem Stützpunkt zu machen und dort ein eigenes Theater zu erbauen, eine beispiellose Kühnheit für die damalige Zeit, wo die angesehensten Truppen selbst in den größten Städten sich oft mit Bretterbuden begnügen mußten. Ein Versuch, den Ackermann bereits mit Königsberg gemacht, hatte die Theaterlust und Empfäng-

sicherheit des dortigen Publikums aufs glänzendste erwiesen; Kapitalisten schossen sogar für den Theaterbau Gelder vor.

Unter ernster Arbeit waren Ackermann und seine Frau zu Meistern ihrer Kunst herangereift. Ackermanns vortreffliche Darstellung wirkte auf seine jüngeren Berufsgenossen als nachahmungswürdiges Beispiel bildend ein. Er selbst war eines der vielseitigsten Mitglieder seiner Truppe; neben dem Schauspiel dirigierte er auch das ganze Ballettwesen, welches zugleich die Pantomime in sich schloß, wo in Verbindung mit Musik und Tanz die Sprache durch das Gebärdenpiel ersetzt wird. Er erfand selbst Pantomimen, sprang mit wunderbarer Leichtigkeit durch einen Spiegel aus Silberpapier und flog als Pierrot von einem Hause zum andern durch die Luft. Seine Truppe hing mit wahrer Liebe an ihm; wenn er auch ein heftiges Temperament besaß, so wohnte in ihm doch ein weiches Herz. Oft sühnte er ein unbedachtes Wort, eine voreilige That durch Thränen. Wo er streng sein mußte, folgte er nur dem gebieterischen Zwange, unter welchem er selbst am meisten litt.

Obwohl Sophie ihrem Gatten an schauspielerischer Begabung nachstand, so konnte sie doch als eine der hervorragendsten damaligen Darstellerinnen gelten. War ein Fach ungenügend oder zeitweise gar nicht besetzt, so sprang sie ein; denn sie beschränkte sich nicht auf tragische Rollen, sondern mit unverwüßlicher Laune spielte sie auch naseweise Zosen und zänkische Weiber. War gerade keine litterarische Persönlichkeit zu finden, so verfaßte sie selbst die Prologe und sonstigen Gelegenheitsdichtungen, mit denen die Wandertruppen damaliger Zeit nicht geizen durften.

Ihr außerordentliches schauspielerisches Lehrtalent wurde für die Heranbildung jüngerer weiblicher Mitglieder von großem Nutzen. Ihre Fürsorge erstreckte sich auf die ganze Gesellschaft, sie überwachte deren moralische Haltung und pflegte den künstlerischen Geist der Truppe. Dabei hatte sie die Garderobe unter

sich, besserte Schäden aus und fertigte alle Stickerei, die gebraucht wurde, mit eigener, unermüdlcher Hand. Während Ackermann leicht fremden Einflüssen zugänglich und ein schlechter Rechenmeister war, besaß Sophie eine starke Willenskraft und kühle Besonnenheit; sie verstand sich in wirtschaftlichen wie in theatralischen Sachen vortrefflich aufs Haushalten und Sparen, und in Jahren der Not, die nicht ausblieben, steuerte sie das Schiffelein durch die gefährlichsten Klippen.

So war die Ackermannsche Künstlerschar aus einer achtbaren Provinzialtruppe zu einer solchen Stufe der Vollkommenheit herangereift, daß sie den Wettbewerb mit den beiden berühmten Gesellschaften von Schönemann und Koch nicht zu scheuen brauchte, und getrost durfte Ackermann in den Jahren 1754 und 1755, während sich das neue Königsberger Schauspielhaus im Bau befand, das Wagnis einer größeren Künstlerfahrt unternehmen, um die Leistungen seiner Gesellschaft auch in anderen Gegenden Deutschlands bekannt zu machen. Diese Kunstreise berührte die Städte Breslau, Glogau, Halle, Magdeburg, Berlin und Frankfurt an der Oder und ging über Stettin wieder zurück; sie war reich an künstlerischen und materiellen Erfolgen, aber auch an Kämpfen mit einer unwürdigen Konkurrenz. Die letzteren begannen schon in Breslau. Hier spielte Franz Schuch, der berühmteste Hanswurstdarsteller, mit seiner Truppe. Ackermann konnte mit seinen gediegenen Vorstellungen gegen die Hanswurstdiaden nicht aufkommen und mußte diesen nach vier Monaten das Feld räumen. Im Sommer 1755 eröffnete Ackermann seine Vorstellungen im Berliner Rathause. Er hatte auf Preußens Hauptstadt große Hoffnungen gesetzt; aber der tödtliche Zufall wollte es, daß er hier wieder mit seinem Breslauer Gegner Schuch zusammentraf, der in einer auf dem Gendarmenmarfte errichteten Bude spielte. Das deutsche Schauspiel war in Berlin damals auf das Bürgerpublikum angewiesen, und diesem gefielen

die Harlekinaden weit besser als das schönste Trauerspiel, so daß Hansiwurst abermals den Sieg davontrug und Ackermann schon nach der siebenten Vorstellung wieder schließen mußte. Dennoch sollte gerade Berlin von entscheidender Bedeutung werden.

Die Herrschaft, welche der Leipziger Professor Gottsched und seine Anhänger über die deutsche Bühne geübt hatten, begann zu wanken. Neue Menschen und neue Ideen waren aufgetaucht, und auf dem Gebiete der schönen Litteratur bereitete sich eine Umwälzung vor. Gottscheds Voreingenommenheit für die französische Tragödie mit ihrer innern Unwahrheit hatte Gegner gefunden, unter ihnen den Berliner Kritiker Gotthold Ephraim Lessing. Nur Könige und Kriegshelden duldete die französische Tragödie auf der Bühne; die Handlung war in höfisches Ceremoniell eingengt, die Sprache bewegte sich in dem eintönigen Pathos des Alexandriners wie auf Stelzen einher. Da war von England her wie eine Erlösung eine neue Dramengattung, das bürgerliche Trauerspiel, erschienen. Bürgerliche Verhältnisse und Konflikte waren es, welche hier den Knoten der Handlung schürzten; der Bürgerstand gelangte, statt der gekrönten Häupter mit ihren Paladinen und Höflingen, auf der Bühne zu seinem guten Rechte, und die in ungekünstelter Prosa gehaltene Sprache brachte Natur und Wahrheit zur Geltung.

Der Schauspielkunst des achtzehnten Jahrhunderts war damit eine neue, große Aufgabe gestellt.

Bereits waren zwei englische bürgerliche Trauerspiele, Villos „Kaufmann von London“ und Moores „Spieler“ ins Deutsche übersetzt und in Hamburg von der Schönemannschen Truppe mit außerordentlichem Beifall aufgeführt worden. Ackermann hatte die Bedeutung dieser neuen Bewegung sofort erkannt und beide Stücke ebenfalls in seinen Spielplan aufgenommen. Lessing hatte den Aufführungen im Rathhause saale beigewohnt und an der Natürlichkeit und Wahrheit der Darstellung seine Freude gehabt. Das

waren die Leute, die er brauchte, um das Schickal seines eben vollendeten Trauerspiels „Miß Sara Sampson“ ihren Händen anzuvertrauen. So kam es zwischen ihm und Ackermann zu der Verabredung, daß das neue Stück in Frankfurt an der Oder während der Margaretenmesse aufgeführt werden sollte. Der 10. Juli 1755 war der Tag dieser entscheidenden Schlacht. Lessing selbst war von Berlin herübergekommen und hatte am Vormittag der letzten Probe beigewohnt. Am Abend war das „Exerzierhaus,“ worin Ackermanns ihre Vorstellungen gaben, bis auf den letzten Platz gefüllt. Es handelte sich um mehr als um das Geschick eines Theaterstücks; der Abend sollte über die Zukunft des deutschen Dramas überhaupt entscheiden.

Frankfurt war damals noch Universitätsstadt, und unter dem Publikum, welches gespannt der Dinge harrete, die da kommen sollten, befanden sich zahlreiche Professoren und Musensohne. „Sie Gottsched, sie Lessing!“ war die Losung. In vortrefflicher Besetzung und ausgezeichnetem Zusammenspiel schritt „Miß Sara Sampson“ über die Bühne.

Drei und eine halbe Stunde dauerte die Vorstellung. Niemand rührte sich von seinem Platze, das Publikum war ergriffen, fortgerissen und jauchzte der neuen Sache Beifall zu. Damit war der deutschen dramatischen Dichtung, die bisher von den überlebten französischen Vorbildern abhängig gewesen, eine neue Bahn angewiesen, und das bürgerliche Drama hatte in Deutschland feste Wurzel gefaßt.

Wohl weckte dieser Erfolg in Lessing die Lust zu weiterem dramatischen Schaffen; leider vereitelten die politischen Ereignisse der nächsten Jahre diese Absicht auf lange Zeit.

Mitte November war Ackermann mit seiner Gesellschaft wieder in Königsberg, wo bald darauf das neue Theater eröffnet wurde. In noch höherem Grade als vorher fanden jetzt die Leistungen der Truppe den Beifall der Königsberger. Manche

tüchtige Kraft war hinzugekommen, und durch die Aufnahme des bürgerlichen Trauerspiels hatten die Vorstellungen eine neue, bedeutende Anziehungskraft gewonnen. Die Einnahmen stiegen fortwährend; noch nie hatten Ackermanns so gute Tage gesehen wie jetzt auf der Höhe ihres Ruhmes, und in der Ferne winkte ihnen die Aussicht auf ein sorgenfreies Alter.

Da brachen die Schrecknisse des Siebenjährigen Krieges über die deutschen Marken herein.

Wie Ackermann in überstürzender Hast sein neu gebautes Theater, seine sichere Heimstätte und den besten Teil seiner Habe im Stiche ließ und damit eine ruhige Zukunft preisgab; wie sein junger Stiefsohn Fritz Schröder hilflos zurückblieb, um erst nach Jahren harter Entbehrungen und jugendlicher Verirrungen die Seinigen in der Schweiz wiederzufinden, haben wir unsern Lesern bereits erzählt. —



V.

### Die Wandertruppe.

Dem Kriege glaubte Ackermann durch seinen fluchtartigen Aufbruch von Königsberg ausgewichen zu sein, und in Leipzig, dem Endziele seiner Reise, geriet er in ein vollständiges Kriegslager. Unter diesen Verhältnissen hatte man in dem freundlichen Musensitze keinen Sinn für Kunstgenüsse, und die Königsberger Schauspielergesellschaft spielte vor leeren Bänken, was für Ackermann um so empfindlicher war, als ihn die weite Reise, die er mit seiner Truppe mittels Extrapoßt zurückgelegt, nicht weniger als zweitausend Thaler gekostet hatte.

In Leipzig war seines Bleibens nicht lange; bessere Erfolge erzielte er in Halle, um so schlechtere dagegen in Frankfurt am

Main, welches Anfang 1759 von den Franzosen besetzt war. Die deutsche Truppe fand dort keine Teilnahme; man ging lieber in die französische Komödie, und seltsam genug war es, daß Deutschlands größter Dichter, der damals zehnjährige Goethe, die ersten Eindrücke, die er vom Theater empfing, einer französischen Schauspielergesellschaft verdankte.

Immer weiter nach Süden, zunächst nach Straßburg, dann nach Basel, ging Ackermanns Wanderung. Der sich ausbreitende Krieg zog dem Komödiantenvölkchen immer engere Grenzen, und da man gerade in den größeren Städten die übelsten Erfahrungen gemacht hatte, so bog Ackermann von der großen Heerstraße ab und trat in die Schweiz hinüber. Hier durfte er auch den Besuch der kleinen Landstädte nicht verschmähen, wo das Publikum von höheren künstlerischen Bühnenleistungen noch keine Ahnung hatte; denn bedeutendere deutsche Schauspieler hatten sich in die Schweiz bisher noch nicht verirrt. Da kam man denn in Gegenden, wo die Leute zwischen Komödianten und Gauern keinen Unterschied zu machen wußten. Ackermann ließ sich in jeder Stadt, in der er spielte, von der Behörde ein Attest über die künstlerische Tüchtigkeit und das gute moralische Verhalten seiner Gesellschaft ausstellen, und dies allein ebnete ihm den Weg. In manchen Orten gab es keine Druckerei, so daß keine Theaterzettel gedruckt werden konnten. In Zurzach war es das Publikum selbst, was aus dieser Verlegenheit half: jeder, der eine Feder führen konnte, schrieb Komödienzettel. So war aus der Ackermannschen Künstlergesellschaft eine Wandertruppe geworden, die heute hier, morgen dort ihre Bühne aufschlug. Ackermann selbst machte sich hierüber keinen Kummer; für ihn hatte das Sagenleben stets einen unwiderstehlichen Reiz gehabt; seine Frau dagegen war wenig davon erbaut, sie sah ein, daß die unsteten Kreuz- und Quergänge den künstlerischen Leistungen der Gesellschaft nachteilig werden mußten; ihre schon in besseren Tagen geübte

Sparfamkeit kam ihr und den Ihrigen jetzt sehr zu statten und mußte oft Wunder thun. Um der dürftigen Theatergarderobe ein wenig aufzuhelfen, setzte sie aus kleinen Stücken seidenen und goldenen Zeuges neue Kostüme zusammen; einige reichere Roben und schwarze Kleider für die jüngeren Schauspielerinnen waren noch vorhanden, der übrige Bestand beschränkte sich auf ein rosa-farbenes, ein violettes, ein weißes und ein buntes Kleid.

In den ersten Sommermonaten des Jahres 1758 spielte die Gesellschaft in Bern. Unter den Zuschauern befand sich auch an einem Juniabend ein junger Mann, der später unter den hellsten Sternen der deutschen Litteratur glänzen sollte. Es war Wieland, damals fünfundzwanzig Jahre zählend. Ein Jahr vorher hatte er seine Tragödie „Johanna Gray“ begonnen, jedoch nur den ersten Akt beendigt und dann die Arbeit beiseite gelegt, weil es ihm an Anregung fehlte. Als er an jenem Abend Sophie Ackermann spielen sah, entzündete sich der schöpferische Funke in ihm zur hellen Flamme. Er stellte sich diese ausgezeichnete Künstlerin in der Rolle seiner Heldin vor und fühlte sich so begeistert, daß er noch in derselben Nacht zu seinem unvollendeten Drama griff. Anfang Juli bereits legte er die letzte Hand an die Dichtung, und am 20. Juli wurde sie in Winterthur aufgeführt, wohin die Ackermannsche Gesellschaft mittlerweile übersiedelt war. Wieland war selbst anwesend. Die Darstellung der unglücklichen englischen Königin durch Sophie Ackermann riß Publikum wie Dichter hin. Noch als Greis schrieb Wieland: „Ich rechne es zu den süßesten Erinnerungen aus meiner Jugend, mit welchem Gefühl, welcher Innigkeit, welcher ganz Natur scheinenden Kunst Madame Ackermann die Rolle der Johanna und besonders die letzte Scene des Stückes durch ihre bis zur täuschendsten Begeisterung steigende Deklamation und Aktion darstellte.“ Als der Dichter dies niederschrieb, weilte Sophie Ackermann bereits seit fünf Jahren nicht mehr unter den Lebenden, und er hatte sich längst von dem

dramatischen Gebiete abgewendet, auf welchem ihm keine Vorbeeren beschieden waren. Für die vierundvierzigjährige Künstlerin war jener Triumph in Bern auf lange Zeit hinaus der letzte große Erfolg gewesen, und mit der Rolle der Johanna Gray hatte sie zugleich Abschied von ihrer Jugend genommen.

Von Stadt zu Stadt wanderte Ackermann mit seiner Künstlergesellschaft; die Schweizer waren nicht undankbar gegen das Gute, das ihnen geboten wurde, und in Folge der günstigen Einnahmen sah er sich endlich in Stand gesetzt, seinen Stiefsohn aus dem fernen Königsberg nachkommen zu lassen. Im elterlichen Hause fand der Ankömmling ein zweites Stiefschwesterchen vor: Charlotte, welche am 23. August 1757 in Straßburg das Licht der Welt erblickt hatte, in der ihr eine kurze, aber glänzende künstlerische Laufbahn winken sollte.

Die Zeit, wo Fritz zu Kinderrollen verwendet wurde, war vorüber. Er erhielt das Fach des jugendlichen Komikers und mußte überall aushelfen, wo es sein Alter zuließ, eine Lücke im Personal zu ergänzen. Auch mit dem Ausschreiben der Rollen mußte er sich beschäftigen; dagegen wurde sein ehrgeiziges Anerbieten, ein französisches Theaterstück zu übersetzen, von Ackermann abgewiesen. Zwischen diesem und Schröder war und blieb das Stiefverhältnis eine unüberbrückbare Kluft. Noch lange grollte in dem Jüngling die Erinnerung an seine Königsberger Leidenszeit nach, für die er im stillen den Stiefvater verantwortlich machte. Ein bitteres Gefühl regte sich in ihm, wenn er sehen mußte, wie seinen Schwestern große und kleine Fehler nachgesehen wurden, weil sie Ackermanns „rechte“ Kinder waren, während ihm das geringste Vergehen grausame Strafe eingetragen hatte. Sein Verhältnis zu seinen Eltern besserte sich wenig; wie in früheren Jahren vergriff auch seine Mutter sich häufig in der Wahl der Mittel; denn die schöne Gabe, das Herz des Sohnes durch weibliche Sanftmut zu lenken, war ihr leider verjagt.

Der berufliche Verkehr mit dem Stiefvater, der zugleich Schröders Prinzipal war, führte zwischen beiden zu unausgesetzten Reibereien; aber Schröder war nicht mehr der verschüchterte Knabe, der alles ruhig über sich ergehen ließ; in trotzigem Selbstbewußtsein lehnte er sich auf, wenn der Stiefvater seinen Willen durch gewaltthätiges Einschreiten zu beugen suchte. Kurz nach seiner Wiederaufnahme in das Elternhaus wollte ihn eines Tages Ackermann in aufbrausendem Zorne züchtigen. „Geh zum Teufel!“ rief er ihm zu, als der starke Bursche sich dagegen wehrte. Sofort packte Schröder seine wenigen Habseligkeiten zusammen, und ohne einen Heller in der Tasche verließ er das Haus und wanderte die Straße entlang, die er wenige Wochen zuvor gekommen war. Die Mutter geriet in Angst um das Schicksal des ihr kaum wiedergeschenkten Sohnes. Sie veranlaßte zwei Mitglieder der Gesellschaft, ihm nachzueilen und ihn zur Rückkehr zu bewegen, was ihnen nach längerem Zureden auch gelang.

Von dem älteren Personale der Truppe wurde Schröder ziemlich verächtlich behandelt; er war in ihren Augen ein unausstehlicher „Besserwisser.“ Allerdings besaß er eine Schärfe des Urteils, die seinen Jahren weit vorausgeeilt war; aber er machte davon einen rücksichtslosen Gebrauch, ohne zu bedenken, daß ein so junger Mensch wie er keine Berechtigung besaß, reife Künstler zu tadeln. Selbst seinen Stiefvater verschonte er nicht. Keck wagte er ihm ins Gesicht zu sagen, daß er diese oder jene Rolle früher besser gespielt habe. Ganz besonders hatten die Tänzer der Truppe unter seiner vorlauten Kritik zu leiden, weshalb er mit ihnen fortwährend auf Kriegsfuß stand. Am meisten ärgerten sich diese darüber, daß der körperlich wohlgeschulte Bursche seinen Tadel fast immer durch die That zu rechtfertigen wußte, indem er ihnen die Kunststücke, die sie seiner Ansicht nach verfehlt hatten, besser vormachte, als sie es selbst konnten.

Ackermann hatte mit seiner Truppe die Schweiz so ziemlich

abgegrast; manche Städte waren wiederholt besucht worden; er wandte sich wieder nordwärts und versuchte sein Glück in Straßburg, wo er zu gleicher Zeit mit einer französischen Gesellschaft spielte. Unter dieser befand sich der damals bedeutendste französische Komiker Prévillo. Schröder hätte von diesem großen Künstler viel lernen können; denn er spielte zum Teil dessen Fach. Gleichwohl blickte er geringschätzig auf jenen herab; der Beifall, den er in einigen komischen Bedientenrollen geerntet, war dem sechzehnjährigen Anfänger so zu Kopfe gestiegen, daß er sich bereits für einen Meister hielt. Er vernachlässigte das Studium seiner Rollen und brachte seine ganze freie Zeit in den Kaffeehäusern zu. Hier verlegte er sich mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, auf das Billardspiel und eignete sich darin bald eine so große Fertigkeit an, daß er fast immer gewann und zu seiner Wochengage, die einen halben Gulden betrug, ein ansehnliches Stück Geld hinzulegen konnte, was dann natürlich auch wieder durchgebracht wurde. So war es kein Wunder, daß er auf bedenkliche Abwege geriet und sich sogar am Eigentum seiner Eltern vergriff. Zur Strafe ward er in seiner Dachkammer eingeschlossen. Er mußte fürchten, daß noch Schlimmeres nachfolgen werde; denn Ackermann hatte mit Polizei und Gericht gedroht. Hierdurch geängstigt, entwich der Übelthäter während der Nacht mit Lebensgefahr durch das Fenster. Auf seiner weiteren Flucht verlegte ihm die Schleuse des Rheinkanals den Weg; das war indes für seine körperliche Gewandtheit kein ernstes Hindernis; auf dem Pfosten reitend, gelangte er nach dem gegenüberliegenden Kehl. Diesmal ließ sich die Mutter von ihrer Besorgnis nicht fortreißen, dem flüchtigen Sohne nachzuforschen. Einige Tage später trat man ohne ihn die Weiterreise nach Freiburg im Breisgau an. Als die Gesellschaft nach Kehl kam, sah man den Ausreißer in einem Wirtshause. Er war eben damit beschäftigt, von einem Theaterkostüm, welches er aus seiner Dachkammer mit-

genommen, die Goldtressen abzutrennen. Dieses Staatskleid, ein Paar seidene Strümpfe und seine Tanzschuhe bildeten außer dem, was er auf dem Leibe trug, sein ganzes Besitztum. Er wollte nach Stuttgart, um sich dort um eine Anstellung beim Ballett zu bewerben. Die Eltern nahmen keine Notiz von ihm. Wer weiß, wie sich sein Lebensweg gestaltet haben würde, hätten nicht einige Mitglieder der Gesellschaft dem Leichtsinigen zugeredet, seine Eltern um Verzeihung zu bitten. Das that er denn auch, und der weichherzige Ackermann schloß den reuigen Sünder an seine Brust. Beide Eltern mochten sich wohl vergegenwärtigen, unter welchen ungewöhnlichen Verhältnissen dieser Jüngling heranzuwuchs und wie in seinen frühen Knabenjahren das Gefühl für Recht und Unrecht in ihm verwirrt worden war. Die Mutter nahm sich vor, diesem verirrtten Kinde künftig größere Sorgfalt zu widmen, und sie hielt Wort. Noch war Schröder nicht zum Bewußtsein der in ihm schlummernden Kräfte gelangt. Er, der einst so Großes, vor ihm Unerreichtes in der Kunst der Menschen-darstellung leisten sollte, hielt den Tanz für das höchste Kunstideal. Tadelte man seine schauspielerischen Leistungen, so antwortete er: „Wenn ich die Füße gebrochen habe und zum Tänzer nicht mehr tauge, will ich mich zum Schauspieler herablassen.“ Größere und ernste Rollen waren ihm zuwider; sie geistig in sich aufzunehmen und charakteristisch zu gestalten, hielt er für Schulmeisterei. Die Mutter suchte ihn allmählich auf bessere Wege zu lenken. Er mußte ihr die neu eingehenden Theaterstücke vorlesen. Dabei duldete sie keine sinnwidrige Betonung, keinen declamatorischen Gesang, welcher der Natürlichkeit nicht entsprach. Ihren Tadel begründete sie stets durch ihr eigenes überzeugendes Beispiel, und der Respekt des Sohnes vor der Künstlerin ließ keinen Widerspruch, keinen Zweifel in ihm aufkommen. Diese hohe Schule in der Kunst des Vortrags läuterte den litterarischen Geschmack des Schülers und legte in ihm den Grund zu der

vornehmen Auffassung seines Berufs, welche den künftigen Darsteller und Bühnenleiter so hoch über seine mitstrebenden Kunstgenossen erheben sollte, wenn auch die nächsten Jahre noch schwere Abirrungen von dem Wege mit sich brachten, den ihm die mütterliche Lehrmeisterin zeigte.

Mit Freiburg hatte die Gesellschaft endlich wieder den heimatlichen deutschen Boden betreten. Hier wurden die Künstler gut aufgenommen, ebenso in Karlsruhe, der neu erbauten Residenz der Markgrafen von Baden=Durlach. Markgraf Karl Friedrich ließ ein Drangeriehaus zum Theater umwandeln. Die Bühnemitglieder erwarben sich durch ihre Leistungen die allgemeine Achtung und hatten nicht nur Zutritt in die besten Bürgerhäuser, sondern durften sogar an den Hofmaskeraden teilnehmen und wurden von den fürstlichen Herrschaften durch besondere Huldbeweise ausgezeichnet. — In einem Ballett, wo Schröder von einem neun Fuß hohen Gestell vier Tamburins mit dem Fuße herabzuschleudern hatte, passierte ihm das Unglück, daß eines der Tamburins dem Erbprinzen an den Kopf flog. Der Unheilstifter sah sich im Geiste schon bei Wasser und Brot im Gefängnis; doch wurde ihm freundlich Pardon gewährt.

Die nächste Station war Mainz. Hier kam ein Ballett von Schröders eigener Erfindung mit Beifall zur Aufführung; auch die Musik dazu war von ihm selbst komponiert, denn er besaß musikalische Bildung, hatte schon in Königsberg Klavierunterricht gehabt und in der Schweiz das Violinspiel erlernt. Wegen des Balletts gab es zwischen ihm und einem Tänzer, Namens Haller, einige Meinungsverschiedenheiten. Haller hatte sich der Truppe auf mehrere Monate angeschlossen, und Schröder wurde von ihm im Fechten unterrichtet. Da sich keiner von beiden von der Unrichtigkeit seiner Meinung überzeugen ließ, so entspann sich zwischen ihnen ein heftiger Streit. Recht forderte der Schüler seinen Fechtmeister vor die Klinge. Haller zögerte. Schröder war hierüber

nicht wenig verwundert; denn er hatte bisher keine Veranlassung gehabt, am Mute seines Gegners zu zweifeln. Bald löste sich jedoch das Rätsel; der Fechtmeister hatte seinen Degen versehrt. Nachdem er ihn eingelöst, drang er selbst auf den Zweikampf. Die beiden jugendlichen Heißsporne betrieben ihre Vorbereitungen so offen, daß die Hausgenossen sofort merkten, was im Werke sei. Das war um so unvorsichtiger, als Ackermanns bei einem Diener der heiligen Hermandad, dem Polizeileutnant Dahl, wohnten. Dieser bekam natürlich Wind von der Sache und hielt die Augen offen. Wichtig sah er denn auch den jungen Schröder fortgehen, den Degen in der Hand. Der Polizeigewaltige wollte das blutige Vorhaben verhindern; Ackermann jedoch, der die Geschichte mehr von der komischen Seite nahm, hielt ihn zurück. Auf einem Kirchhofe trafen die beiden Duellanten in der Dämmerstunde zusammen. Sekundanten gab es nicht; dafür gebrauchte Haller die Vorsicht, seinem Gegner, dessen Ungestim er kannte, den Degen mit dem Schnupstuche an der Hand festzubinden, damit er die Waffe schulgerecht hielt. Nun ging's drauf! Der Schüler versuchte den Meister mit allen von diesem erlernten Fechterkünsten in die Enge zu treiben. Als ihm dies nicht glückte, setzte er alle Schulregeln beiseite und schlug kräftig darauf los. Vergebens suchte ihm der Meister, der allmählich retirierte, die Satzungen der Fechtkunst ins Gedächtnis zurückzurufen. Als er sich bis an die Kirchhofsmauer gedrängt sah, machte er von seiner Überlegenheit Gebrauch und brachte dem blinden Draufgänger durch eine kunstgerechte Terz eine Armwunde bei. Sofort verwandelte sich nun der Sieger in den hilfreichen Freund und verband dem Unterlegenen die Wunde, worauf beide einträchtig nach Hause wandelten.

Als Schröder die sichere Führung von Degen und Rapier gewonnen hatte, war mit ihm nicht zu spaßen, und erforderlichen Falls wußte er auch den gereizten Kavaliere zu spielen. Aus dem

Parkett, wo der Mainzer Adel seine besondern Theaterplätze hatte, tönnten einige Abende lang, so oft Schröder auf die Scene trat, Zeichen des Mißfallens, Zischen, Lachen und allerlei Stichelreden zu ihm herauf. Eines Abends nach der Vorstellung wurde er auf dem Nachhausewege von einem der jungen Aristokraten beschimpft. Ohne weiteres stellte er diesen vor seinen Degen und zwang ihn zur Aufklärung. Da ergab sich, daß Schröder verächtliche Äußerungen über den Adelsstand gethan haben sollte. Ein Mitglied der Truppe hatte dies ausgestreut. Schröder zwang seinen Beleidiger, ihn sofort zu diesem Ehrabschneider zu begleiten, der nun bekannte, daß er alles erfunden habe, und nun als Verleumder entlarvt wurde.

In Mainz war es, während der Herbsttage des Jahres 1762, wo Schröder ein kürzlich erschienenenes Buch in die Hände fiel: die Wielandsche Übersetzung der Shakespeareschen Dramen, zunächst des „Königs Lear“ und des „Sommernachtstraums.“ War dieser erste Versuch, den großen britischen Dichter im Zusammenhange seiner Werke den Deutschen zu erschließen, auch noch ziemlich unvollkommen, so bezeichnete er doch den Markstein einer neuen Epoche und erregte in allen gebildeten Kreisen das höchste Interesse, welches nie mehr erlöschen sollte. Als Schröder vor vier Jahren den Namen Shakespeare zum erstenmal aus dem Munde Stuarts gehört und dessen Deklamationen aus Othello, Hamlet und Lear gelauscht hatte, besaß er noch nicht das rechte Verständnis dafür, auch war seine Kenntniß der englischen Sprache zu unvollkommen, um Stuarts begeisterten Vortrage folgen zu können. Nun lagen zwei Schöpfungen des größten aller Dramatiker in vollständigen Übersetzungen vor ihm. Der achtzehnjährige Jüngling verschlang das Buch und vermochte sich nicht mehr davon zu trennen. Er trug es beständig bei sich, um immer wieder darin zu lesen. Für seine künstlerische Richtung sollte es ungeheure Bedeutung gewinnen, wenn auch mehr noch als ein Jahrzehnt dahinging, ehe

er, auf der Mittagshöhe seiner Laufbahn, die größte That seines Lebens durchführen und den Mut gewinnen sollte, Shakespeare der deutschen Bühne zu erobern.



VI.

E k h o f.

Die wilden Kriegstürme, welche das deutsche Reich durchtobt hatten, kamen endlich zum Schweigen. Im Januar 1762 war die russische Kaiserin Elisabeth gestorben, und ihr Nachfolger, Peter III., hatte mit dem großen Preußenkönig, den er verehrte, Frieden geschlossen. Am 15. Februar des nächsten Jahres war zu Hubertusburg endlich auch der Friedensschluß zwischen Preußen und Oesterreich zu stande gekommen. Diese glückliche Botschaft erreichte die Adermannsche Gesellschaft, während sie auf der Reise von Mainz nach Kassel begriffen war. Was sie auf ihrem Wege sahen und hörten, erinnerte nur zu sehr an die furchtbaren Schrecken der überstandenen langen Kriegsjahre. Eine junge Schauspielerin, welche bereits in der Schweiz zur Truppe gestoßen war, giebt über die Erlebnisse dieser Fahrt folgende Schilderung:

„Zwischen Mainz und Frankfurt begegneten uns Fuhrleute, die von der Kasseler Straße kamen und unseren Kutschern den Weg dorthin so fürchterlich schilderten, daß diese uns nicht weiter als bis Frankfurt fahren wollten. In Kutschen wäre die Fahrt unmöglich gewesen, da diese, so oft die Pferde stürzten, ebenfalls umfielen. Besonders in der Wetterau hatten schwere Geschützfuhren die Wege grundlos gemacht. Des besseren Fortkommens wegen mußten wir uns auf Frachtwagen packen lassen, nachdem wir anderthalb Tage in einem Dorfe liegen geblieben waren.

Die Männer gingen sämtlich zu Fuß; sogar der schwindfüchtige Schauspieler Mylius versuchte es, versank aber in seinen seidenen Strümpfen bis an die Kniee im Morast und schrie um Hilfe. Einer huckte ihn auf, — bald lagen alle beide da. Die Frauen wurden von dem Schütteln der schweren Wagen oft durcheinander geworfen. In jedem Nest wurden Reparaturen notwendig; Schmied und Wagner kamen nicht von uns weg. Einmal fuhren wir früh sieben Uhr aus einem Dorfe (Langendorf); um sechs Uhr abends fuhren wir am entgegengesetzten Ende des Dorfes wieder ein. In manchen Dörfern konnte man von den sonst gutmütigen Bauern um keinen Preis ein Stück Brot erlangen, so groß war der durch die vielen Einquartierungen hervorgerufene Mangel an Lebensmitteln. In einem Dorfe fanden wir die Wirtin des Gasthauses bleich auf einem Stuhle sitzend, unverrückt auf eine Stelle der schwarz geräucherter Wand starrend.

«Es ist Friede!» rufe ich der Brütenden zu. Diese schüttelt den Kopf. «Für mich kommt kein Friede!»

Drei Söhne waren ihr mit Gewalt zu Soldaten gepreßt worden und gefallen. Fünfmal hatte sie Plünderung gelitten. Da kamen noch einmal die Franzosen; sie waren betrunken, begehrten zu essen, und als man ihnen nichts zu geben vermochte, hieben sie in blinder Wut auf die Bewohner ein. Einer riß das einzige noch übrig gebliebene Kind aus der Wiege und schleuderte es an die Wand.

«Da — da sehen Sie noch seine Gebeine!» ruft die Unglückliche und versinkt wieder in ihre dumpfe Teilnahmslosigkeit zurück. — Vier Jahre waren nach jener Unthat verfloßen, und die Spur an der Wand war längst verwischt; aber der bethammernswerten Mutter stand das Mal des Greuels noch leibhaftig vor den wahnsinnig unmachteten Augen. . . Wir dankten Gott, als wir endlich Kassel erreichten. . .“

Es war jedoch kein günstiger Stern, der Ackermanns nach

der heijßigen Residenz führte. Landgraf Friedrich II., derselbe, der später mehr als zwanzigtausend seiner Landesfinder an England verschacherte, welches für seinen Krieg gegen Nordamerika Soldaten brauchte, hielt einen glänzenden Hof, der aber ebensowenig als die Bürgerchaft sich für die deutsche Komödie interessierte, sondern seine Gunst einer italienischen Operntuppe zuwendete. Ackermann mußte vor leerem Hause spielen und erlitt dadurch, nachdem die beschwerliche Reise schon viel Geld verschlungen hatte, so empfindliche Einbuße, daß er dem Zusammenbruche nahe war und viele seiner Schauspieler ihn verließen. Erst in Braunschweig und dann in Hannover, wohin er im Herbst kam, erholte er sich von seinen Verlusten. Nun konnte er die empfindlichen Lücken seines Künstlerpersonals ausfüllen, welches von achtunddreißig Personen auf die Hälfte zusammengeschmolzen war. Auch für neue Garderobe und für neue Dekorationen konnte gesorgt werden, wobei freilich die kunstfertigen Hände des Ackermannschen Ehepaars durch Sticken, Bemalen und Vergolden das Beste thaten.

Eines Tages langte ein Brief aus Hamburg an. Er kam von Ekhof, der bei Ackermann anfragte, ob er einen Platz für ihn frei habe. Natürlich war der alte Kamerad hoch willkommen, und nicht nur er, auch seine Frau, die ehemalige Demoiselle Spiegelberg, einst die von Schönemann bevorzugte Rivalin Sophies, erhielt eine Engagementszusage.

Ekhof war dem Schönemannschen Unternehmen treu geblieben, bis dieses sich im Jahre 1757 auflöste; dann hatte er sich der Kochschen Truppe angeschlossen, von welcher er jetzt schied, da er sich mit dem Prinzipal überworfen hatte. Im Laufe der Jahre war aus Ekhof, der zu Anfang seiner Bühnencarriere so wenig versprach, ein großer Künstler geworden. In allen Städten Nord- und Mitteldeutschlands, in denen er gespielt, hatte man ihn für einen Meister ohnegleichen erklärt. Unermüdllich in seiner Kunst vorwärts strebend, war er zugleich darauf bedacht, seine

geistige Bildung zu vervollkommen. Für das ihm vorstrebende Kunstideal gab es unter den damaligen Verhältnissen kein Vorbild. Was er geworden war, verdankte er nur sich selbst. Bis in die feinsten Züge durchdrang er den Geist einer Rolle, und jede wußte er charakteristisch, wahr und natürlich zu gestalten. Sein gewaltiges Organ wirkte mit der Macht des Donners, aber ebenso fügte es sich den zartesten Seelenstimmungen. Forttreibend und packend in der Tragödie, erregte er ebenso die Bewunderung in komischen Rollen. Als er einst in Lüneburg, der Wiege seiner Künstlerlaufbahn, in dem Lustspiel „Bucherer und Edelmann“ einen Bauer spielte, richtete ein hiederer Landmann, der sich unter den Zuschauern befand, an seinen Nachbar die Frage: „Wu in alle Welt hebbben de Lüte den Buren hernahmen?“

Auf die Kunstgenossen war Eshofs Beispiel von wesentlichem Einfluß; in sittlicher wie in künstlerischer Beziehung wußte er zur Hebung seines Standes beizutragen, und in seiner Umgebung wagte sich der Handwerksgeist und der Schlandrian nicht hervor.

Seit einundzwanzig Jahren hatten sich Eshof und das Ackermanni'sche Ehepaar, die zu gleicher Zeit mit ihm den ersten Schritt auf die Bühne gewagt, nicht wiedergesehen, aber desto mehr von einander gehört.

Im Ackermanni'schen Hause war die Laufbahn des alten Kollegen aufmerksam verfolgt worden. Die wenigen damals erscheinenden Zeitungen brachten nur selten Theaternachrichten; aber die Bühnemitglieder, welche von Schönemann oder von Koch zu Ackermann kamen, hatten von Eshof viel zu erzählen gewußt. Schröder hatte sich daher von dem hochberühmten Künstler ein ideales Bild entworfen und konnte kaum die Zeit erwarten, wo er diesen Mann mit eigenen Augen sehen werde. Wenn er sich jedoch auf eine imponierende, würdevolle Erscheinung gefaßt gemacht hatte, so sollte er arg enttäuscht werden. Als er an einem Apriltage von einer Tanzprobe heimkehrte, sah er vor dem elterlichen Hause einen

mit Segeltuch gedeckten Frachtwagen stehen. Ein gebücktes Männlein, eine Art Weiberkappe auf dem Kopfe, kroch eben heraus.

„Ekhof!“ rief Ackermann freudig, der gerade dazukam.

„Hernach, hernach!“ erwiderte der Kleine und suchte in seinen Rocktaschen.

„Ekhof, nimm die Hunde in acht!“ tönte eine weibliche Stimme aus dem Wagen heraus.

Der Angeredete zog ein paar Schnuren aus der Tasche und befestigte sie an den Halsbändern zweier niedlicher Hündchen, die ihm aus dem Wagen herausgereicht wurden. Dann wandte er sich an Ackermann mit den Worten: „Laß sie auf Dein Zimmer bringen,“ und drückte ihm die Leinen in die Hand.

Nun entstiegen auch Ekhofs Frau und deren Begleiterin dem Planwagen, beide ebenfalls in häßliche Klappen gehüllt. Während Madame Ackermann erschien und ihre ehemalige Rivalin begrüßte und ins Haus geleitete, blieb das Männchen beim Wagen und wühlte eifrig im Stroh, daß nichts darin vergessen werde. Dann zankte er sich eine halbe Stunde plattdeutsch mit dem Fuhrmann, bis Ackermann, der inzwischen die Hunde in die Wohnung gebracht hatte, wieder hinzukam und den Streit schlichtete.

Nun erst fand der Ankömmling Zeit, seinem alten Kameraden und neuen Direktor den Willkommenruß zu bieten. Unmittelbar darauf begann er über die schlechte Reise zu jammern, was er auch bei Tische fortsetzte, sekundiert von seinen beiden Damen. Kaum gönnte er sich Zeit, in aller Hast ein wenig zu genießen, dann sprang er gleich wieder auf, um sich mit dem Zettelträger auf die Wohnungssuche zu begeben.

War es denn wirklich möglich, daß in dieser fragwürdigen Erscheinung, die eher an einen Krämer erinnerte, sich der größte Darsteller, der gewaltigste Theaterredner seiner Zeit verbarg? So fragte sich Schröder. Und als König Ödipus in Voltaires Trauerspiel, einer hochtragischen Rolle, die äußere Würde ver-

langte, wollte das krumme Männlein zuerst auftreten! Das würde lustig werden. Nichts erschien sicherer als eine gründliche Niederlage. Schon im voraus malten sich Schröder und einige der jüngeren Bühnenmitglieder aus, wie viel Stoff zum Lachen ihnen dieser Ödipus-Ekthof geben werde.

Endlich war der Abend der Vorstellung da. Bei Beginn derselben standen Schröder und einer seiner Spottgenossen noch vor dem ersten Auftritt des Ödipus als die beiden Chorführer auf der Bühne. Eben hatten sie vor dem Thore des Tempels wechselweise die Klagen und den Jammer des von der Pest heimgesuchten Volkes erhoben und der Oberpriester ihnen Schweigen geboten und zugleich verkündet, die Gottheit werde heute durch ihn zum Könige sprechen, als dieser selbst mit seinem Gefolge erschien und begann:

„Ihr Völker, die der Schmerz in diesen Tempel führt,  
Bringt Thränenopfer her! Vielleicht wird Gott gerührt!“

Was war das? Die beiden Chorführer sahen einander erstaunt an. Welche Fülle unbeschreiblichen Wohllauts strömte von diesen Lippen! Schröders Herz schwoll, und mit dem Lachen war's für diesen Abend vorbei. Aber nicht allein dem Wohllaut seines Organs, dem nie ein Herz widerstand, dankte Ekthof seinen Sieg, sondern in noch höherem Grade der Kunst seines Vortrags, der die feinsten Schattierungen der Leidenschaft zu überwältigendem Ausdruck brachte. Und bewundernswürdig war, was der Künstler aus seiner unscheinbaren Persönlichkeit zu machen wußte. Nichts erinnerte an die ihm im gewöhnlichen Leben eigentümlichen ungelassenen und fahrigten Bewegungen; er legte alle Macht der Charakteristik in das gesprochene Wort und beschränkte seine Gesten auf die notwendigsten Handbewegungen, die dann aber so ungemein ausdrucksvoll waren, daß man sie wohl bewundern, aber nicht nachahmen konnte.

Der großartige Eindruck, den Ekthof als Ödipus hervor-

gerufen, wurde noch verstärkt, als er bald darauf Schlegels „Kant“ zur Darstellung brachte. „Er überstrahlte,“ äußerte sich Schröder in späteren Jahren, „durch die bloße Kraft seiner Rede, durch den würdigen Ausdruck seines Gesichts alles um sich her und gebot die Huldigungen, die er empfing.“

Schröder bekam einen ganz neuen Begriff von der Kunst der schauspielerischen Darstellung, als er sah, wie Ekhof durch einen überlegenen Geist die kargende Natur besiegte, die ihn außer dem machtvollen Organ alle äußerlichen Mittel versagt hatte. Der stattliche, hochgewachsene Jüngling, der in seiner äußeren Erscheinung bisher die sicherste Bürgschaft schauspielerischer Triumphe erblickt hatte, fühlte sich tief beschämt von jenem unansehnlichen Männchen, das ihm die Seele gerührt hatte wie niemand zuvor.

Was der Lehre der Mutter bisher nicht ganz gelungen war, bewirkte Ekhofs Beispiel. Wenn auch nicht mit einem Schlage, so begann doch allmählich die gering geschätzte Komödie, die er so tief unter Ballett und Tanz gestellt, mehr und mehr das Ziel seines künstlerischen Ehrgeizes zu werden.

Nicht alle Leistungen des großen Meisters fanden Schröders Bewunderung; dazu war sein Urtheil zu scharf, seine Lust am Tadeln ihm zu sehr zur zweiten Natur geworden. Fühlte er sich von Ekhofs Spiel begeistert, so schwieg er, fand er jedoch daran auszusetzen, so gab er es ihm unverhohlen kund. Besonders konnte es Schröder ihm nicht verzeihen, wenn der im Anfang der Vierziger stehende Künstler Rollen spielte, für welche er zu alt war. Auch im rein komischen Fache wollte Schröder ihn nicht gelten lassen. Hierin gab er seinem Stiefvater den Vorzug. Dieser schöpfte aus der Fülle eines angeborenen komischen Talents und bewegte sich behaglich innerhalb des Naturwahren. Ekhof faßte eine Reihe dem Leben fein abgelauichter Züge mit der ihm eigenen Geistesstärke zu einem einheitlichen Ganzen zusammen; aber diese Verstandesarbeit konnte den Mangel eines urwüchsigen

Humors nicht ganz verdecken. Ekhof schenkte den abfälligen Urteilen seines jugendlichen Kritikers keine Beachtung, doch ist es natürlich, daß in dem älteren Meister hier der Grund zu einer Verstimmung gegen den vorlauten Jüngling gelegt wurde, die auch im späteren Leben eine innigere Annäherung zwischen beiden nicht aufkommen ließ.

Einen Monat nach Ekhofs Ankunft verlegte die Gesellschaft den Schauplatz ihrer künstlerischen Darbietungen nach der Universitätsstadt Göttingen. Hier mußte sie zwar in einer Scheune spielen, aber die Georgia Augusta bereitete dem Künstlervölkchen einen sehr freundlichen Empfang. Beim Schluß der Vorstellungen fertigte der Rector Magnificus der Truppe ein höchst anerkennendes Zeugnis aus; eine Deputation der akademischen Jugend dankte Ackermann für die bereiteten Kunstgenüsse und schloß mit einem dreimaligen „Vivat!“

Ackermann hielt jetzt den Zeitpunkt für günstig, endlich wieder nach Königsberg zurückzukehren, um sein Besitztum, aus welchem ihn vor sieben Jahren die Furcht vor dem Kriege vertrieben, aufs neue anzutreten. Ekhof redete ihm jedoch zu, die Reise bis zum nächsten Frühjahr zu verschieben und zunächst Hamburg aufzusuchen. Hamburg lag so nahe; in Ackermann regte sich der Wunsch, in der großen Hansestadt, der er seit zwanzig Jahren ferngeblieben war, alte Erinnerungen wieder aufzufrischen, und so fand Ekhofs Rat ein williges Ohr. Das alte Opernhaus am Gänsemarkt war inzwischen in gänzlichen Verfall geraten. Ekhofs voriger Prinzipal Koch hatte in einem alten Marstallgebäude unweit des Valentinskamps beim Dragonerfall gespielt und dieses auf längere Zeit gemietet. Ackermann verständigte sich mit ihm und erhielt die Erlaubnis, bis zum nächsten Advent darin Vorstellungen geben zu dürfen. Nachdem er in dem zur Würde eines Musentempels erhobenen Hause, welches ehemals dem städtischen Pferdebestande als Aufenthalt gedient, verschiedene Reparaturen hatte vornehmen

lassen, zog er Anfang September 1764 mit seiner Künstlergesellschaft in Hamburg ein. Zum erstenmal betrat Schröder die Stadt, die ihm später schwere Sorgen und Enttäuschungen bringen, aber auch eine Stätte stolzer Triumphe für ihn werden sollte, wie sie in der deutschen Theatergeschichte noch bis auf den heutigen Tag beispießlos dastehen. . . .



VII.

Ein neues Schauspielhaus.

Schon zu jener Zeit erfreute sich Hamburg eines behaglichen Wohlstandes und eines gedeihlich aufstrebenden Gemeinwesens. Ungehindert und unbeeinflusst von politischer Bevormundung, konnte sich die geistige Blüte der freien Hansestadt entfalten. Der Verkehr mit fernen Ländern, den der ausgebreitete Handel mit sich brachte, wirkte fördernd auf den Gemeingeist ein; der Kaufmann suchte selbst die überseeischen Gestade auf, wohin er seine reich befrachteten Schiffe sandte, und erweiterte dadurch seine Weltanschauungen, die sich auch andern Berufskreisen, und besonders jenen, die auf rein geistigem Gebiete wirkten, befruchtend und belebend mitteilten. So hatte Hamburg, obwohl es damals kaum 80 000 Einwohner zählte, bereits etwas von dem Charakter einer Weltstadt, welche auch durch die zahlreich hier ansässigen Engländer und Niederländer ein zwischenvollkliches Gepräge erhielt.

Am 6. September 1764 eröffnete Ackermann seine Bühne am Dragonerstall. Alle Hauptkräfte wurden an diesem ersten Abend ins Treffen geführt, und zugleich trug man den verschiedenen Geschmacksrichtungen des Publikums Rechnung. Als „Kanut“ in Schlegels Trauerspiel glänzte Ekhof, den die Ham-

burger bereits kannten und schätzten; dann folgte ein lustiges Nachspiel, worin Ackermann jubelnden Beifall fand; den Beschluß bildete unter Mitwirkung Schröders ein Ballett, welches den Enthusiasmus des Publikums noch steigerte.

Ackermann und seine Gesellschaft waren zufrieden, und die Hamburger waren es nicht minder. Der Kreis der Gönner wuchs täglich, die Theaterkasse füllte sich in erfreulichster Weise. Aber die Zeit blieb nicht stillstehen, und der erste Advent kam heran. Damit war nicht nur den Theatergenüssen vorläufig Halt geboten, da während der Advents- und der Fastenzeit in Hamburg überhaupt nicht gespielt werden durfte, sondern es war auch der Termin abgelaufen, bis zu welchem Ackermann das Theater von seinem Vorgänger Koch gemietet hatte.

Sollte nun Ackermann seinen alten Plan, nach Königsberg zurückzukehren, wieder aufnehmen? Sein dortiges Theatergebäude samt allem, was er darin zurückgelassen, war seinen Gläubigern verfallen. Vielleicht konnte er es im Laufe der Zeit wieder einlösen, doch blieb dies immerhin eine sehr unsichere Aussicht; denn wer konnte wissen, ob sich die dortigen Theaterverhältnisse wieder so günstig gestalten würden wie zu jener Zeit, wo er Königsberg verlassen hatte. Hamburg war wohlhabender und besaß ein noch kunstfreundlicheres Publikum als Königsberg. Hierzu kam noch, daß eine Anzahl theaterlustiger Städte — obenan Hannover — in der Nähe lagen, wo Ackermann in der Zwischenzeit, während der er in Hamburg schließen mußte, spielen konnte. Angesehene Hamburger forderten ihn auf, sich hier dauernd niederzulassen, und boten ihm Vorschüsse an, um ein eigenes Theater zu erbauen. Zu diesem Zweck wurde ihm sogar das Grundstück des alten Opernhofs als Bauplatz unter sehr günstigen Bedingungen zur Verfügung gestellt. Die Besitzerin desselben verlangte dafür nur eine Grundmiete von jährlich vierhundert Mark. Ackermann konnte daher nichts Besseres thun, als auf die

ihm gemachten Anerbietungen einzugehen, und wurde in dem Entschlusse, wieder ein eigenes Theater zu bauen, nur noch mehr bestärkt, als noch in Leipzig ihm die erbetene Mietsverlängerung des Theaters am Dragonerstalle mißgünstig abschlug. Vorläufig mußte man sich mit einer kleinen Notbühne in einem Saale behelfen, wo nach der Adventszeit weitergespielt wurde. Zu Ostern ging die Gesellschaft nach Bremen. In der alten Weserstadt wurden die verhätschelten Lieblinge des Hamburger Publikums, welche in den besten Bürgerkreisen Zutritt gehabt hatten, sehr unangenehm daran erinnert, daß sie mit allem andern „fahrenden Volk“ Parias der Gesellschaft seien. Der Magistrat erließ eine Verordnung, welche die Komödianten wie eine Schar Pestkranker von der ehrbaren Bürgerschaft ausschloß. Nach zehn Uhr abends durften sie ihre Wohnung nicht mehr verlassen; der Besuch öffentlicher Lokale war ihnen streng untersagt. Um so herzlicher kam ihnen die Bürgerschaft selbst entgegen. Ekhof und andern Familien ward freie Wohnung geradezu aufgenötigt; der Gastwirt, bei welchem Schröder verkehrte, wollte von diesem keine Bezahlung annehmen; als die Truppe wieder schied, stifteten die Mitglieder eines Stammtisches im Ratskeller zu Ehren Ekhofs, Schröders und einiger anderer Bühnenmitglieder schwere silberne Tabaksdosen, deren jede statt des Schnupftabaks zehn Dukaten enthielt. Für Ekhof sollte sich leider an diesen Bremer Aufenthalt ein trauriges Ereignis knüpfen. Seine Gattin, welche schon seit einiger Zeit von schwermütigen Stimmungen heimgesucht wurde, fiel in unheilbaren Wahnsinn, wodurch sie, die seine beste Schülerin gewesen, der Bühne für immer verloren ging.

Bereits Mitte Juli 1765 war der Bau des neuen Theaters auf dem Hamburger Opernhof vollendet. Freilich war er auch danach geraten. Das ganze 59 Fuß breite, 110 Fuß lange Gebäude hatte nur 3 Fuß 9 Zoll massive Grundmauer über der Erde, alles übrige bis zu dem 29½ Fuß hohen Dachstuhl

war nur Fachwerk. Einige Damengarderoben waren unter der Bühne angebracht, eine Herrengarderobe war ganz vergessen worden. Um zum Opernhofe zu gelangen, mußte man vom Gänsemarkte aus zwei schmale, aus ärmlichen Buden bestehende Gäßchen passieren; diese bildeten den einzigen Zugang zu dem neuen Musentempel, welcher in seiner schmucklosen Nüchternheit einer herrschaftlichen Amtsscheune nicht unähnlich sah. Der Bau hatte alles in allem zwanzigtausend Thaler gekostet, allerdings keine leichte Last für Ackermann.

Das neue Unternehmen, welches am 31. Juli eröffnet wurde, berechtigte zu den besten Hoffnungen. Es waren vorzügliche Schauspielkräfte beisammen, vor allem natürlich Ekhof, der hier auf heimatlichem Boden stand. Von seinem Vater her, dem ehemaligen Stadtsoldaten, hatte er unter den kleinen Bürgerleuten noch mancherlei Freundschaft und Gönnerschaft. Bald öffneten sich ihm aber auch die vornehmen Kreise, in denen er nicht nur als gefeierter Künstler, sondern auch als ein Mann von makellosem Lebenswandel stets willkommen war. Über sein Spiel urteilte später Lessing in seiner Hamburgischen Dramaturgie: „Es mag dieser Mann eine Rolle machen, welche er nur will, man erkennt ihn in der kleinsten noch immer für den ersten Akteur und bedauert, auch nicht zugleich alle übrigen Rollen von ihm sehen zu können. Welcher Reichtum von malenden Gesten, durch die er allgemeinen Betrachtungen gleichsam Figur und Körper giebt und seine innersten Empfindungen in sichtbare Gegenstände verwandelt! Welcher fortreizende Ton der Überzeugung!“

Ackermann stand in seinen Lustspielrollen noch immer als Meister da. Nur hatte das Gedächtnis des bereits in der Mitte der Fünfziger stehenden Mannes bedeutend nachgelassen, was ihm die Freude an seinem Berufe verleidete. Daher trat er die meisten seiner Rollen an Ekhof ab, dem er auch den größten Teil seiner Direktionsgeschäfte überließ. Madame Ackermann hatte jene äußere

blendende Erscheinung, die sie in ihrer Jugend besaßen, längst eingebüßt. Sie trat nur noch in älteren Rollen auf und widmete ihre Hauptthätigkeit der Heranbildung junger Talente, denen sie eine ausgezeichnete Lehrmeisterin war. Besonders waren ihre eigenen Töchter, Dorothea und Charlotte, dazu berufen, die eigentümlichen Vorzüge der mütterlichen Schule ins glänzendste Licht zu stellen. Jetzt trat die kindliche Gestalt Dorotheas auf der Bühne noch wenig hervor; aber die Mutter setzte große Hoffnungen auf sie. Charlotte spielte die Kinderrollen, in denen sich früher die ältere Schwester erfolgreich versucht hatte, und zeigte schon früh jene anmutige Begabung, die sich später zur reichsten Blüte entfalten sollte.

Fritz Schröder, der nun sein zwanzigstes Jahr überschritten hatte, zeichnete sich in jugendlichen und derbkomischen Rollen aus, welche eine große Zungenfertigkeit und fortreißende Munterkeit des Spiels erforderten, wobei er seinem Witze die Zügel schießen ließ und zuweilen auch einem mißliebigen Kritiker eins auswischte.

Der genialste unter den jüngeren Schauspielern war Schröders Altersgenosse David Borchers, der vor Jahresfrist als Anfänger zur Truppe gekommen war und in dieser kurzen Zeit rasche Fortschritte gemacht hatte. Er war geradezu ein künstlerisches Phänomen; heute spielte er eine hochtragische Rolle mit hinreißender Leidenschaft, und morgen erschütterte er das Zwerchfell der Zuschauer durch einen ausgelassenen Humor.

Ein anderer junger Anfänger, welcher die Barbierstube mit der Bühne vertauscht hatte, war Michael Voel. Ebenfalls rasch in die vorderste Reihe des Künstlerpersonals avanciert, konnte er in jugendlich tragischen Rollen für ein zum Größten berufenes Genie gehalten werden. Der Kenner fand jedoch bald heraus, daß ihm die wahrhaft schöpferische Gestaltungskraft fehlte, und daß es nur geschickte Kunstgriffe waren, durch welche er über diesen Mangel hinwegzutäuschen wußte. „Ich kann beklatscht werden,

wenn ich will," rühmte er sich gegen Schröder. „Ich darf nur kurz vor Abgang etwas leise reden und dann auf einmal losdonnern, so folgt der Beifall immer.“ Im Jahre 1779 ging er zu dem unter Dalbergs Leitung stehenden kurfürstlichen Nationaltheater zu Mannheim, wo er neben Zffland wirkte und der erste war, der den *Karl Moor* und den *Fiesko* spielte. Daß diese Heldengestalten der beiden Schillerschen Dramen, mit denen sich der große Dichter auf der Bühne einführte, durch Voß ihre erste Verförperung fanden, hat diesem zu einem litterarischen Rufe verholfen, hinter welchem seine schauspielerischen Leistungen weit zurückblieben.

Unter dem weiblichen Künstlerpersonale Ackermanns erfreute sich die neunzehnjährige Karoline Schulze der besonderen Gunst des Hamburger Publikums. Sie war eine holde, lebensprühende Erscheinung, trefflich in jugendlichen Rollen und von lebenswürdigem Charakter. Da sie jedoch für das heroische Fach nicht ausreichte, so hatte Ackermann hierfür Madame Friederike Hensel berufen. Das war nun allerdings eine imposante, achtungsgebietende Bühnenerscheinung, die dröhnend über die Bretter schritt, so daß die Kritik von ihr sagte, sie erzeuge Furcht. Dabei war sie jedoch eine bedeutende Künstlerin. Lessing erteilte ihr später in seiner Dramaturgie das stolze Lob: „Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was sie sagt, hat sie nicht gelernt, es kommt aus ihrem eigenen Kopfe, aus ihrem eigenen Herzen.“ Ueber ihre Darstellung der Titelrolle in seiner „*Sara Sampson*“ schrieb er: „Man kann von der Kunst nicht mehr verlangen, als was Madame Hensel in der Rolle der Sara leistet.“ Dagegen machte die Rolle, welche Madame Hensel außerhalb der Bühne spielte, ihrem Herzen durchaus keine Ehre; die ehrgeizige Künstlerin ließ kein Talent neben sich aufkommen, und wir werden bald sehen, welcher Ränke sie sich bediente, um unbequeme Rivalinnen zu beseitigen.

Auch ihr Gatte zählte zu den hervorragenden Mitgliedern der Ackermannschen Gesellschaft. Er gab jene dummdreisten, tölpischen, phlegmatischen Bedienten, welche in den damaligen Lustspielen noch einen sehr wichtigen Hebel der Handlung bildeten, und in denen der Schauspieler gewöhnlich den Dichter zu übertrumpfen pflegte. . .

Wo war nun der Aufschwung der deutschen dramatischen Litteratur geblieben, den man sich vor zehn Jahren von dem bürgerlichen Schauspiel versprochen hatte? Wohl hatte Lessings „Sara Sampson“ Nachahmer gefunden, aber ihre Zahl war gering, und was sie boten, war dürftig. Der Dichter, welcher die Bühne eine Zeitlang beherrschte, war Christian Felix Weiße. Zwar fehlten ihm Tiefe und Ursprünglichkeit, aber er verstand sich darauf, mit leichter und geschickter Hand einen dramatischen Knoten zu schürzen, wußte genau zu berechnen, wie ein Theaterstück durch Lampenlicht, Schminke und Kostüme wirken konnte, und schuf den Schauspielern dankbare Rollen.

Der Siebenjährige Krieg war auf die Entwicklung der dramatischen Kunst von lähmendem Einfluß gewesen. Dennoch hatte er eine herrliche Blüte gezeitigt wie eine Wunderblume unter dem Schnee. Lessing war 1760 Sekretär beim General von Tauruzien geworden, der in demselben Jahre Breslau gegen die Österreicher verteidigte. Die schönste Frucht dieses fünfjährigen Aufenthalts, wo der Dichter sich inmitten des kriegerischen Treibens bewegte, war sein echt deutsch nationales Lustspiel „Minna von Barnhelm.“ Die Hamburger Bühne war eine der ersten, welche das heute noch unerreichte Meisterwerk der heitern Muse zur Darstellung brachte. Ethof gab den Major von Tellheim mit vollendeter Charakteristik, trotzdem ihm die Uniform um den Körper schlotterte. Ackermann wirkte als Wachtmeister Werner schon durch seine stattliche Figur und sein strammes, echt soldatisches Auftreten. Die Rolle schien ihm auf den Leib geschrieben zu sein. Ein jovialer Seekapitän, der ihn darin sah und sich durch Ackermann

manns Spiel und einige Gläser Punsch begeistert fühlte, rief, das volle Glas erhebend, mit lauter Stimme: „Ihr Wohlsein, mein Herr Wachtmeister! Bravo! Bravissimo!“

Als habe er dem Publikum aus der Seele gesprochen, brach dieses in einen stürmischen Beifallsjubel aus.

Lessings „Minna von Barnhelm“ rief eine Menge mehr oder minder gelungener Nachahmungen hervor. Man konnte sich nicht satt sehen an diesen abgedankten Militärs, vom General bis zum Korporal herab, an diesen martialischen, biederen, urwüchsig groben Soldatengestalten, die gelegentlich auch als unverdientem Glend preisgegebene Invaliden zu Thränen rührten.

Ackermann war für solche Charaktere wie geschaffen. Gleiche Wirkung wie in „Minna von Barnhelm“ erzielte er in der Rolle eines verabschiedeten Obersten in dem Schauspiel „Der Graf von Olsbach“ von Brandes. Nichts ist dem alten härbeißigen Haudegen geblieben als seine grauen Haare und ein Duzend Wunden, dennoch zuckt in jugendlichem Feuer seine Hand noch jeden Augenblick nach dem Degen, um dreinzuschlagen; aber bei aller Schroffheit verbirgt sich unter seiner fadenscheinigen Uniform ein weiches Herz. Den größten Triumph feierte Ackermanns Kunst als Korporal Kauzer in Stephanies „Die Werber.“ Der alte Husar ist erbittert über die Neulinge, die noch kein Pulver gerochen haben. Als sein Vorgesetzter, ein blutjunger Wachtmeister, ihn in schroffer Weise meistern will, wallt Kauzer im Zorne auf und geht mit blankem Säbel auf den grünen Burschen los, der sich nur durch schleunige Flucht rettet. Der alte Haudegen war im Rausche; er hat mehrere Wunden im Kopfe und kann geistige Getränke nicht mehr vertragen. Erst als er wieder nüchtern ist, erfährt er von dem jungen Wachtmeister, was er gethan, und nun erscheint vor seinem Auge das drohende Gespenst der ihm bevorstehenden Exekution. Aber der Veteran, der in Schlachten ungezählte Male dem Tode ins Auge geschaut, ist gefaßt. In schlichten, ergrei-

fenden Worten schildert er seine dreißigjährige kriegerische Laufbahn. Der junge Vorgesetzte bleibt ungerührt und beharrt bei seinem Entschlusse, die Sache zur Anzeige zu bringen. Da packt ihn der Alte mit übermächtiger Faust und entreißt ihm den Säbel. Der Wachtmeister ist verloren; in der Nähe befindet sich ein feindliches Werbebureau, dorthin braucht Rauzer nur zu gehen, um sich jeder Strafe zu entziehen. Einen Augenblick kämpft er mit diesem Entschlusse; aber die alte Treue gegen seinen angestammten König siegt, er giebt dem Vorgesetzten die Waffe zurück und stellt es diesem anheim, ihn der Strafe zu überliefern.

Alle Töne, von der drolligsten Laune bis zur ergreifenden Tragik, wußte Ackermann in dieser Rolle anzuschlagen, so daß er auf die Zuschauer eine erschütternde Wirkung hervorbrachte.

Schon ein Jahr nach Eröffnung des neuen Hauses traten Umstände ein, welche ihn veranlaßten, die Leitung der Bühne niederzulegen. Seit er sich in Hamburg befand, hatte ihm der Dichter Johann Friedrich Löwen als litterarischer Beirat zur Seite gestanden. Der praktische Theaterdirektor konnte sich jedoch mit dem unerfahrenen Theoretiker über vieles nicht einigen, entsetzte ihn seines Amtes und berief Aft an seine Stelle, den wir als ehemaligen Hauslehrer Schröders bereits in Königsberg kennen gelernt haben. Dadurch hatte sich Ackermann Löwens unverföhnliche Feindschaft zugezogen. Dieser faßte den ehrgeizigen Entschluß, Ackermann zu verdrängen und sich selbst an die Spitze des Hamburger Theaters zu stellen. Er verkehrte viel bei Madame Hensel, die sogleich für seinen Plan gewonnen war, weil sie sich davon Vorteile für sich selbst versprach. Bei ihr fand er auch die Leute, die bereit waren, sich mit ihm in die künftige Direktion zu teilen und dazu die nötigen Gelder flüssig zu machen, besonders war ein aus der Schweiz gebürtiger Kaufmann und großer Theaterenthusiast, Abel Seyler, für Löwens Idee entflammt. Löwen wollte sich zum Reformator des Theaterwesens machen; die Prinzipal-

schaft sollte ganz beseitigt werden und an deren Stelle eine höhere künstlerische Leitung treten, die dem Schauspielerstande nicht angehörte. Für diese berufene Kraft hielt Löwen natürlich sich selbst. Er wollte der Welt zeigen, was er als litterarisch geschulter Bühnenleiter zu leisten vermochte. In einem von ihm herausgegebenen Blatte und in mehreren Flugschriften begann er nun einen Feldzug gegen Ackermann, um an diesem das Verderbliche der Prinzipalschaft darzuthun und die öffentliche Meinung zu Gunsten der kommenden Männer zu bearbeiten. Er verglich Ackermann als Bühnenleiter mit einem Marionettenspieler, machte ihm zum Vorwurf, daß er alle höheren Kunstinteressen beiseitesetze, nur auf Geldeinnahmen bedacht sei, in der Wahl der Theaterstücke hinter der Zeit zurückbleibe, und bezeichnete sogar den theatermüden Mann, der am liebsten gar nicht mehr aufgetreten wäre, als einen unerfülllichen Rollenjäger. Damit nicht genug, schleuderte er seine Giftpfeile auch gegen Ackermanns nächste Angehörige und verschonte selbst die damals kaum vierzehnjährige Dorothea nicht. Ein besonderer Gegenstand seiner boshaften Angriffe war Karoline Schulze, und hier war Madame Hensel die treibende Kraft. Es hatte diese schon lange verdrossen, daß die junge Künstlerin so hoch in der Gunst des Hamburger Publikums stand und im Besitze verschiedener Rollen war, welche Madame Hensel selbst gern gespielt hätte. Ihre Versuche, Ackermann zur Entlassung dieser unbequemen Kollegin zu bewegen, waren an dessen Ehrlichkeit gescheitert; denn Karoline Schulze gehörte schon lange zu seinem Künstlerpersonale, und er konnte es ihr nicht vergessen, daß sie in den schlimmsten Zeiten treu bei ihm ausgehalten hatte. Die ränkefüchtige Frau bediente sich daher der scharfen Feder Löwens, um der jungen Rivalin das fernere Verbleiben in Hamburg gründlich zu verleiden. Während Löwen als offener Feind Ackermanns auftrat und ihn als Bühnenleiter öffentlich herabsetzte und verächtlich machte, näherte sich ihm Seyler unter der Maske eines freund-

schaftlich gemüthten Ratgebers, redete ihm zu, sich von den Direktionsgeschäften, die ihm so große Ärgernisse bereiteten und ihn seines Lebens nicht froh werden ließen, zurückzuziehen, und erklärte sich bereit, mit Unterstützung einiger Freunde das Theater von ihm zu mieten. Ackermann war müde geworden und begrüßte diesen Vorschlag geradezu als eine Erlösung.

So wurde zwischen Ackermann und seinen offenen und versteckten Gegnern ein Friedensvertrag abgeschlossen. Er verpachtete von Fastnacht 1767 an sein Schauspielhaus nebst Zubehör auf zehn Jahre an die drei gemeinsamen Unternehmer Seyler, Tillemann und Bubbers gegen eine Jahresmiete von tausend Speciesdukaten und überließ ihnen die Garderobe um den Preis von zwanzigtausend Mark zu Eigentum. Die neue Direktion engagierte ihn sogar nebst seinen beiden Töchtern, was für diese von großem Vorteil war; bei ihrem jugendlichen Alter wäre ihr Übertritt zu einer fremden Bühne nicht wünschenswert gewesen, nun aber konnten sie in der neugewonnenen Heimat ihre Ausbildung unter den Augen der mütterlichen Lehrmeisterin fortsetzen, welche der Bühne ganz entsagte. Auch von den übrigen Mitgliedern blieben die hervorragendsten dem neuen Unternehmen erhalten. Daß Karoline Schulze ihr Bündel schnüren mußte, dafür hatte natürlich Madame Hensel gesorgt.

Löwen, die eigentliche Seele des neuen Kunstinstituts, welches sich stolz als „Nationaltheater“ ankündigte, erließ ein viel versprechendes Programm. Bei so hohen, rein künstlerischen Aufgaben, wie der neue Bühnenleiter sie sich gestellt hatte, konnte selbstverständlich von einem Fortbestand des Balletts nicht die Rede sein. Daher war auch Schröder überflüssig, welcher in dieser niederen Kunstgattung noch immer sein hauptsächlichstes Thätigkeitsfeld gefunden hatte; man wollte ihm jedoch gestatten, zu bleiben. Schröder wies diese Erlaubnis verächtlich von sich und nahm ein Engagement in Mainz an.

Daß das „Nationaltheater“ während seiner kurzen Lebensdauer ein glänzendes Blatt in der deutschen Theatergeschichte bilden

solte, verdankte es dem Namen Lessing. Die neue Direktion übertrug ihm, gegen ein Jahrgehalt von achthundert Thalern, die Stelle eines Dramaturgen. Unter Dramaturgie verstand man zunächst die Beurteilung und theoretische Zergliederung dramatischer Dichtungen. Da diese aber mit der Darstellung auf der Bühne eng zusammenhängen, so zog Lessing zugleich auch die Theorie der Schauspielkunst in das Bereich seiner dramaturgischen Abhandlungen. Er ward der erste, der beide Künste ungetrennt behandelte und der öffentlichen Kritik schauspielerischer Leistungen eine edlere Richtung anwies; denn bis dahin war sie zumeist von Unberufenen ausgeübt worden und hatte der Kunst mehr geschadet als genügt.

Lessing war von Berlin, wo er wieder seinen Aufenthalt genommen, schon vor der Übernahme seiner Stellung nach Hamburg gekommen, um sich über die dortigen Verhältnisse zu unterrichten. Während dieses Aufenthalts verkehrte er viel mit Schröder, auf dessen scharfsinnige Urteile und Ansichten über Theater und Drama er großen Wert legte. Wohl mochte der junge Schauspieler fühlen, welche unschätzbare Anregung ein dauernder Umgang mit dem Dichter der „Minna von Barnhelm“ ihm gewähren mußte. Aber er hatte den Vertrag mit seinem neuen Mainzer Prinzipal bereits unterzeichnet und wollte nicht wortbrüchig werden.



VIII.

Mit neuer Kraft.

Im Frühjahr 1767 betrat Fritz Schröder seinen neuen Wirkungskreis unter dem bald in Mainz, bald in Frankfurt spielenden Theaterprinzipal Joseph von Kurz. Die Richtung, welcher dieser huldigte, stand zu Ackermanns Kunstbestrebungen im schroffsten Gegensatz. Kurz selbst war ein berühmter Hanswurstspieler aus

der großen Kaiserstadt an der Donau; nur hatte er dem Lustigmacher unter dem Namen Bernardon ein neues Gewand angezogen. In verschiedenen, von ihm selbst verfaßten Theaterstücken, welche reichlich mit Musik, Gesang, Ballett und Pantomime ausgestattet waren, erschien er immer wieder in dieser halb deutschen, halb italienischen Figur, die mit ihm selbst so verwachsen war, daß er unter dem Namen Bernardon in der Theaterwelt bekannter war als unter seinem eigenen.

Meister war er auch in der Parodie, besonders in der lächerlichen Nachahmung des Tragischen. Wenn er als unglücklicher Liebhaber mit bitterernstem Gesicht sang:

„Meine Brust zerreißt in Stücken,  
Und mein Herz bekommt ein Loch!  
Welcher Schneider wird sie flicken,  
Welcher Schuster leimt es doch?“ —

da lachte alles Thränen.

Mit Grübeleien über die wahren Ziele der Kunst plagte er sich nicht. „Leben und leben lassen,“ war sein Wahlspruch auf und außerhalb der Bühne. In seiner wienerisch gemüthlichen Art war der kabalierrmäßig auftretende Fünfziger ein sehr gemüthlicher Gesellschafter. Respekt vermochte er niemandem einzuslößen; aber die Schauspieler hingen mit Liebe an ihrem „Vater Bernardon,“ und noch lange nach seinem Tode wurde er in freundlichem Andenken behalten.

Für Schröders Vervollkommnung im Ballett war der neue Wirkungskreis verheißungsvoll; dagegen behagte ihm die Beschäftigung nicht, die er als Schauspieler fand.

Selten nur wurde eine jener französischen Komödien gegeben, wo er in den dreisten, festen Bedientenrollen durch seine ungewöhnliche Zungen- und Gliedergewandtheit in Hamburg geglänzt hatte. Wie kurz noch am Hanswurst festhielt, so pflegte er an seiner Bühne auch noch das Stegreifspiel, welches Ackermann nie zugelassen hatte.

Schröder konnte sich denn auch nicht entschließen, darin mitzuwirken. Da jedoch Prinzipal und Kollegen durchblicken ließen, daß sie dem spröden Norddeutschen, der so selbstbewußt auftrat, die Fähigkeit hierzu überhaupt gar nicht zutrauten, so erbot er sich, den Beweis des Gegenteils zu liefern. Alle freuten sich im stillen auf eine gründliche Niederlage, zumal Schröder zu dem Experiment die schwierigste Stegreifrolle seines Faches wählte, nämlich den Frontin (Veporello) im „Don Juan,“ den der italienische Dramatiker Goldoni nach der spanischen Sage für die Bühne bearbeitet hatte. Für derartige Stegreifrollen wurden die Hauptscenen ausgeschrieben; die Stellen, wo der Darsteller sprechen konnte, was ihm gerade der Augenblick eingab, waren bezeichnet. Aber Schröder erhielt weder Einsicht in dieses Manuskript, noch gab man ihm die für einen Neuling genügende Unterweisung. Man werde ihn auf die Bühne schicken, sobald es Zeit sei, wurde ihm gesagt, und wenn er sich wieder zurückziehen habe, werde man ihm durch einen Schnalzlaut das Zeichen dazu geben. So betrat, fast ohne alle Vorbereitung, Schröder die Scene und begann seinen Dialog mit dem Titelhelden. Als er merkte, daß das Publikum warm wurde, schwoll dem Wagehals der Mut, und nun strömten die lustigsten Einfälle unaufhaltsam von seinen Lippen. Mit wachsendem Entsetzen mußte der Darsteller des Don Juan mit seiner wohlinstudierten Rolle den Wortschwall über sich ergehen lassen. So oft er auch den Mund zum Reden aufthat, schnitt ihm dieser unheimliche Frontin jedesmal das Wort ab, oder wußte daraus einen endlosen Redefaden zu spinnen, der den Ritter Don Juan zu neuem Schweigen verurteilte. Vergebens ließ sich von draußen der verabredete Schnalzlaut hören. Der ausgelassene Stegreifspieler blieb taub gegen dieses Abberufungszeichen und räumte nicht eher das Feld, bis er selbst genug hatte. So ging es den ganzen Abend hindurch weiter. Das Stück dauerte eine Stunde länger als sonst, so ergiebig gestaltete sich die Redseligkeit des Frontin.

Vater Bernardon war über Schröder in Entzücken geraten und hatte ihn hinter den Couliſſen begeistert in ſeine Arme geſchloſſen; dennoch ward ſeine Fähigkeit im Stegreiſſpiel nie wieder auf die Probe geſtellt.

Nur ein Jahr blieb Schröder bei dem jovialen Herrn Bernardon. Anfang Februar 1768 kehrte er wieder nach Hamburg zurück. Dort brauchte man ihn; denn das neue Unternehmen konnte ohne Ballett nicht auskommen.

Als er ſeine Stellung antrat, ſpielte das „Hamburger Nationaltheater“ in Hannover. Löwen hatte, als Verkündiger der neuen Kra, den Mund zu voll genommen und die Erwartungen zu hoch geſteigert. Er hatte Ackermann vorgeworfen, daß dieſer alte, abgeblaſte Stücke gebe, und doch konnte er ſelbſt nichts Betteeres bieten. „Minna von Barnhelm“ hatte dem Publikum den Mund wäſſerig gemacht; aber die dramatiſchen Dichter fehlten, welche dieſem geläuterten Geſchmacke ſo ſchnell zu folgen vermochten. Leſſings Dramaturgie trug viel dazu bei, den einſeitigen Nachahmern der franzöſiſchen klaſſiſchen Tragödie das Handwerk vollends zu legen und das Intereſſe auf Shakeſpeare zu lenken, den er in ſeiner vollen Bedeutung erkannte. Was er jedoch in ſeiner Dramaturgie niederlegte, konnte die Gegenwart nicht verwirklichen; ſeine Gedanken mußten erſt in den Köpfen der Zeitgenoſſen Wurzel faſſen, ehe ein Nationaltheater ins Leben treten konnte, wie es dem großen Kritiker vorſchwebte. Er hatte auch ſonſt bittere Erfahrungen machen müſſen. In ſeinen Urteilen war er mit den Schauſpielern ſehr behutſam und ſchonend umgegangen. Wo er hätte tadeln müſſen, ſchwieg er lieber; konnte er aber einen Tadel nicht ganz unterdrücken, ſo kleidete er denſelben in ſo zarte Formen, daß ſelbſt derjenige, welcher damit gemeint war, den Stachel nicht fühlte. Seine guten Abſichten ſcheiterten an Madame Henſel, die ihren Nachruhm gerade einzig Leſſing zu verdanken hat. Am Schluſſe einer ſchmeichelhaften

Anerkennung rügte er eine Unvollkommenheit ihrer Darstellung mit den Worten: „Die Actrice ist für diese Rolle zu groß. Mich dünkt einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehre eines Kadetts exerziert.“ Die stolze, verwöhnte Dame ward hierüber so aufgebracht, daß Lessing in der Folge die Leistungen der Schauspieler überhaupt nicht mehr besprach, sondern sich auf die Kritik der aufgeführten Stücke beschränkte.

Löwen war eins der ersten Opfer seines eigenen Werkes. Er war ein Theoretiker, aber kein Regisseur. Ein solcher muß über Kostüme und Dekorationen bestimmen und die scenischen Anordnungen treffen, auch den Darsteller auf Fehler aufmerksam machen können. Von diesen und anderen Dingen, die einen erfahrenen Schauspieler erfordern, verstand jedoch Löwen nichts. Er wurde auf den Proben von dem Schauspielerbüßchen so zum besten gehalten, daß er bald die Flinte ins Korn warf und zurücktrat. Nicht lange danach, im Jahre 1771, starb er als Registrator in Rostock. Als Dichter hat er sich mannigfache Verdienste um die deutsche Litteratur erworben. Durch seine Romanzen wurde er bahnbrechend für die komische Ballade, die später durch Bürger zu Ansehen gelangte.

In Löwens Stelle hatte Ekhof die Regie übernommen; bei allem Respekt jedoch, den er sich zu verschaffen wußte, war damit keine straffe Disciplin hergestellt; denn Madame Hensel hatte auch ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Auch viele andere unberufene Personen mischten sich in die künstlerische Leitung, so daß es derselben an Einheit fehlte.

Zu diesen mißlichen Umständen gesellten sich noch die Konkurrenz einer französischen Schauspielergesellschaft und die unzureichenden Mittel Seylers, der obendrein nicht hauszuhalten verstand. Nun sollte das Ballett dem verunglückten Unternehmen wieder auf die Beine helfen. In der That besserten sich in Hannover die Einnahmen, und nach der Rückkehr nach Hamburg

gestalteten sie sich auch dort günstig. Aber die drängenden Gläubiger stürmten die Kasse, so daß sogar die Gagenzahlungen in bedenkliches Stocken gerieten.

Nur zwei Jahre lang hatte sich das Nationaltheater zu erhalten vermocht. Im März 1769 übernahm Ackermann für eigene Rechnung wieder die Direktion. Seyler hatte die von Ackermann bedingenen Zahlungsstermine nicht eingehalten und war deshalb in eine Konventionalstrafe von dreitausend Dukaten verfallen, Ackermann erließ ihm diese jedoch. Auch die Garderobe kaufte er um zwölftausend Mark zurück, obgleich ihm das Recht zustand, sie unentgeltlich wieder in Besitz zu nehmen.

Zu spät erhielt Madame Ackermann von dieser großmütigen Handlungsweise ihres Mannes Kenntnis. Als sie ihm Vorwürfe machte, daß er sich so habe übers Ohr hauen lassen, entgegnete er: „Die Leute haben schon genug verloren. Soll ich sie schinden?“

Er sollte für seine Uneigenmizigkeit schlechten Dank von Seyler ernten.

Ackermann eröffnete die Bühne in Braunschweig. Die alten Mitglieder waren geblieben, nur Madame Hensel hatte ihre Entlassung genommen. Trotz aller schlimmen Erfahrungen gründete Seyler eine eigene Truppe und wußte sich hinter Ackermanns Rücken das Theaterprivilegium in Hannover zu verschaffen, so daß jenem diese ergiebige Stadt verschlossen war. Damit aber nicht genug, lockte Seyler durch Angebot höherer Gagen auch noch alle alten und bewährten Mitglieder Ackermanns an sich. Außer Schröder blieb ihm nur noch David Borchers treu.

Auch Ekhof war der Werbetrommel Seylers gefolgt und hatte seinen alten Kameraden verlassen. Der pekuniäre Vorteil, den ihm die neue Stellung bot, war wohl kaum der Grund. Schröder hatte die Regie übertragen bekommen, und Mißhelligkeiten mit dem jungen Schauspieler, von dem der ältere Meister sich keine Vorschriften machen lassen wollte, mögen die Haupt-

ursache seines Abganges gewesen sein. Ethofs Rollenfach übernahm David Borchers. Trotz seiner fünfundzwanzig Jahre war er der berufenste Nachfolger des großen Meisters, den er sich zum Vorbilde genommen. Er hatte vor diesem den Vorteil einer bestechenden Bühnenerscheinung voraus und übertraf ihn durch eine unererschöpfliche Verwandlungsfähigkeit. Borchers spielte ausgelassene Jünglinge mit der gleichen überzeugenden Naturwahrheit wie gereifte Männer und hinfällige Greise, und fand sofort Beifall in Rollen, welche man vorher von Ethof gesehen hatte. Er hätte alle Darsteller seiner Zeit an Genialität überragen müssen; leider aber richtete er später seine hohe Begabung im Strudel eines leichtsinnigen Lebens zu Grunde, und gleich einem blendenden Meteor, welches eine kurze Zeit das Auge entzückt hat, um dann in der Nacht zu verschwinden, schied er aus dem Leben, ohne der Nachwelt eine bleibende Spur seines Wirkens zurückzulassen. . . .

Kaum hatte Ackermann im Herbst 1769 seine heimische Kunststätte wieder eröffnet, als ihn der alte unwiderstehliche Wandertrieb von neuem ergriff. Während der nächsten sechs Monate jagte er seine Truppe nach Hildesheim, Braunschweig, Wolfenbüttel, Schleswig, Kiel und Flensburg und überließ während dieser Zeit das Hamburger Theater zu einem Spottpreise fremden Unternehmern. Auf dringendes Bitten seiner Frau legte er zu Ostern 1771 das Direktionscepter in die Hände seines Stiefsohnes nieder. Noch ehe das Jahr sich neigte, sollte seine irdische Pilgerfahrt zu Ende gehen. Er hatte sich am Knöchel verletzt, ohne die Wunde zu beachten. Als er ärztliche Hilfe in Anspruch nahm, war bereits der Brand eingetreten. Von einer Amputation, welche die einzige Rettung gewesen wäre, wollte er nichts wissen. Mit Standhaftigkeit ertrug er seine Schmerzen, bis ihn am 13. November 1771 der Tod davon erlöste. Zwei Monate vorher hatte er noch seine Lieblingsrolle, den alten Kauzer, gespielt.

Als er mit den Worten: „An mir ist nichts gelegen; aber ich sage Ihnen, das ganze Regiment wird mich bedauern,“ in Dolman und Kalpak die Scene verließ, ahnte er nicht, daß er die Bretter zum letztenmal betreten hatte. Die Hamburgischen „Adresscomptoir-Nachrichten“ vom 14. November widmeten ihm einen Nachruf, der mit folgenden Worten schloß: „Wenn wir sagen, daß die Bühne an ihm einen unerseßlichen Verlust erlitten habe, so sagen wir in der That nicht zu viel. In den sogenannten rôles à manteau wird er noch lange unnachahmlich bleiben, und schwerlich wird ihm jemand den Paul Werner in «Minna von Barnhelm,» den Stornfels im «Grafen Olzbach» und andere Rollen von dieser Art gleichspielen. Er war übrigens ein rechtschaffener Mann. Als Direktor der Schaubühne war er kein Knicker und suchte mehr das Publikum zu vergnügen, als seinen eigenen Vorteil zu befördern. In seiner schmerzhaften Krankheit zeigte er die größte Gelassenheit. Er starb als Philosoph und, was unendlich mehr ist, als Christ. . .“

„Nimm Dich vor Deinem Sohne Fritz in acht! Er könnte Dir sonst noch viele Sorgen bereiten und Dich in schlimme Lagen bringen; denn er ist ein Hitzkopf.“

Das war einer der letzten Ratsschläge des sterbenden Ackermann an seine Frau gewesen. Diese kannte jedoch ihren Fritz besser. Der jetzt siebenundzwanzigjährige junge Mann hatte längst den Troß und Leichtsinne seiner Jugend abgelegt, hatte Welt und Menschen kennen und richtig beurtheilen gelernt und an sich strenge Selbstzucht geübt. Ruhig durfte ihm die Mutter die künstlerische Oberleitung des Theaters anvertrauen, in welcher sich bald ein energischer Geist bemerkbar machte, während sie selbst das Rassenwesen in der Hand behielt.

Zu einer der edelsten Zierden der Hamburger Bühne war Dorothea Ackermann, die jetzt neunzehn Jahre zählte, herangereift. Noch vor drei Jahren, wo sie mit größeren Rollen begann, hatten

gehässige Kritiker diesem jungen, aufstrebenden Talente jeden Beruf für die Bühne abgesprochen und ihr die Freude daran verleidet. Seit sie aber in Braunschweig wohlverdiente Anerkennung gefunden, ließ ihr auch die Hamburger Kritik Gerechtigkeit widerfahren. Ein Stachel war jedoch in ihr zurückgeblieben, und das Theater war ihr ein Greuel. Trotzdem war sie in den Jahren ihrer Blüte eine Künstlerin, mit der sich an Vielseitigkeit, an Tiefe der Auffassung keine ihrer Zeitgenossinnen messen konnte. Jede ihrer Rollen wußte sie charakteristisch zu gestalten; in ihrem Spiele wirkte sie durch schlichte Natürlichkeit und Wahrheit des Ausdrucks. Zwar entstellten Pockennarben ihr Gesicht, doch ließen Schminke und Lampenlicht diesen Schaden auf der Bühne weniger hervortreten.

Schröder hatte sich bald nach seiner Rückkehr nach Hamburg dem Charakterfache zugewendet. Das große Vorbild Ekhof und die frühe Schulung durch die Mutter wirkten nach, das übrige that das ihm innewohnende Genie, und so vollzog sich der Übergang rasch. Nur die Hamburger machten es ihm schwer; sie waren gewohnt, über ihn zu lachen, und wollten es ihm nun nicht glauben, wenn er in ernstern Rollen auf die Scene trat. Noch jahrelang hatte er mit diesem Vorurteile des Publikums zu kämpfen. Im Mai 1771 ging zum erstenmal Lessings Trauerspiel „Emilia Galotti“ über die Hamburger Bühne.

So große Sorgfalt auf die Einstudierung dieses klassischen Werkes verwendet worden, so vorzüglich die Rollenbesetzung, so bedeutend der erste Eindruck auf das Publikum war, so fanden die nächsten Wiederholungen doch vor nur schwach besetztem Hause statt. Schröder gab den Marinelli, den intriganten Verater des Prinzen, Dorothea hatte die Gräfin Orsina, ihre erst vierzehnjährige Schwester Charlotte die Emilia gespielt. Mit Charlotte war ein neues glänzendes Gestirn über der deutschen Bühne aufgegangen. Im Gegensatz zu Dorothea war sie eine lebens-

freudige Natur; auf der Bühne wie im Hause schien ein Sonnenstrahl von ihr auszugehen. Sie war ihrer Kunst leidenschaftlich ergeben, aber ihr kindlich reines Herz bewahrte ihr einen ernst religiösen Sinn. Aus der Zeit ihrer Konfirmation berichtet ein Freund der Familie: „Ich habe sie oft getroffen, indem sie den Katechismus und ihre Rolle wechselseitig lernte, mich stumm begrüßte und weiter memorierte, während sie hin und wieder ein Wort zu unsern Gesprächen gab, bis sie mich endlich mit dem vollsten Ernst aufforderte, sie zu überhören, und zwar erst den Katechismus und dann die Rolle. Ihr kindliches Gemüt fand in dieser seltsam scheinenden Mischung der Beschäftigungen nichts anderes als die reine und gleiche Pflicht des Christen wie ihres Berufs.“

Wie ihre Schwester Dorothea, war auch Charlotte von den entstellenden Blattern nicht verschont geblieben, sie war also durch Vorzüge der äußeren Erscheinung nicht begünstigt, dennoch lag in ihrem Wesen und in ihren beredsamen Augen ein eigentümlicher, bestechender Zauber und in ihrer Stimme ein herzergreifender Klang. In ihrer Darstellung war nichts künstlich Berechnendes, es war die Eingebung des Augenblicks, eine Urgewalt, durch welche sie begeisternd und fortreißend auf den Zuschauer wirkte. . .

In den ersten Januartagen des Jahres 1773 hatte Frau Ackermann eine neue Schülerin erhalten. Es war eine junge Deutschrussin, Anna Christiane Hart aus Petersburg. Dort war sie als neunjähriges Kind von ihren armen Eltern der von der Kaiserin gegründeten Tanzschule zur Ausbildung für die Bühne übergeben und später von dem Theaterprinzipal Wäfer, der in ihr ein vielversprechendes Talent erkannte, mit nach Deutschland genommen worden. Wäfer hatte jedoch mit bitterer Not zu kämpfen und vertraute daher das achtzehnjährige Mädchen zur weiteren Ausbildung Frau Ackermann an, welche der graziösen Erscheinung sofort ihr mütterliches Herz öffnete. Schröder selbst

faud an Christiane täglich neue Eigenschaften, die dem Weibe zur Zierde gereichen, und führte sie noch in demselben Jahre, wo sie das Ackermannsche Haus betreten, zum Traualtar. Er hat diesen Tag stets den glücklichsten seines Lebens genannt. Obwohl die junge Gattin mit ganzer Seele ihrer Kunst diene, bereitete sie ihm doch eine traute Häuslichkeit, die das Ideal eines deutschen Künstlerheims und ein gastfreundlicher Sammelplatz für die bedeutenden Männer wurde, welche dem mächtig emporstrebenden Darsteller und Bühnenleiter ihre Freundschaft schenkten.

Im folgenden Jahre erschien auf dem Hamburger Theaterzettel zum erstenmal der Name Goethe. Man gab sein Trauerspiel „Clavigo.“ Schröder und Charlotte wirkten mit, neben ihnen andere vorzügliche Kräfte; aber die kühnen Hamburger konnten sich für das Stück nicht erwärmen. Sie hätten viel lieber den „Göz von Berlichingen“ gesehen. Zwei Monate später wurde dieser Wunsch erfüllt. Nie war den Hamburgern ein Schauspiel in so glänzender, historisch treuer Ausstattung vorgeführt worden wie der Ritter mit der eisernen Faust. Friedrich Keinecke, einer von Schröders hervorragendsten Künstlern, gab den alten Göz wie er lebte und lebte, so daß er mustergültig für diese und ähnliche Rollen wurde. Burg und Zimmer, Hof- und Staatskleider, Ritter und Rittersknechte in ihren Rüstungen — alles war ganz im Geschmack des sechzehnten Jahrhunderts. Aber im Glanze der Kostüme und Dekorationen, die das Auge weideten und die Phantasie anregten, ging für die Masse der Zuschauer, welche an so etwas noch nicht gewöhnt waren, der eigentliche Kern der Dichtung verloren. Die meisten wurden über allem Schönen nicht klug, weil das Auge dem Ohre Eintrag that. Bei der dritten und vierten Aufführung erst merkten manche, daß sie beim erstmaligen Ansehen des Stückes vieles verfehlt hatten. Die allgemeine Meinung aber war: „Einmal läßt sich der Spaß wohl ansehen, weil's etwas Neues ist, aber öfter nicht.“ Bei diesem

Endurteil blieb es, so viele Mühe auch die Schauspieler angewendet hatten, das große Werk würdig darzustellen, so begeisterte Stimmen auch in der Presse darüber laut wurden.

Wie „Minna von Barnhelm“ eine ganze Dramengattung hervorgerufen hatte, worin die abgedankten Helden der letzten Kriege vorbildlich wurden, so zog „Göz“ ein langes Gefolge von Ritterstücken nach sich, und das Beispiel der Hamburger Bühne bewirkte eine Reform im Kostüm- und Dekorationswesen zu Gunsten der historischen Treue.

Das Jahr 1775 sollte der deutschen Schauspielkunst ihre schönste, kaum erst erschlossene Blüte rauben. Mitten im Wonnemonat Mai wurde die achtzehnjährige Charlotte Ackermann dahingerafft. Sehr gegen Schröders Willen war sie eine leidenschaftliche Reiterin. Auf einem ländlichen Ausfluge hatte sie ein junges mutiges Pferd bestiegen. Dieses ging mit ihr durch, raste seinem Stalle zu und prallte mit Charlotte so heftig gegen die Thür, daß die Reiterin herabstürzte und besinnungslos liegen blieb. Mehrere Wochen lag sie an einer schweren Nervenerschütterung krank. Nach ihrer Genesung hätte sie sich längere Zeit schonen sollen; aber durch ihren Spieleifer und durch die glänzenden Kassenerfolge, die bei ihrem jedesmaligen Auftreten erzielt wurden, ließ sie sich verlocken, ihre Bühnenthätigkeit allzu früh für ihren Gesundheitszustand wieder aufzunehmen. Eines Abends, als sie erhitzt von der Scene abtrat, stürzte sie ein Glas Wasser hinunter und riß das Fenster ihrer Garderobe auf, um sich in der hereinströmenden Nachtlust abzukühlen, ohne auf ihre leichte Bekleidung Rücksicht zu nehmen. Eine schwere Erkrankung war die nächste Folge, und ohne daß ärztliche Hilfe etwas ausrichten konnte, erlag sie in der Nacht zum 10. Mai einem schlagartigen Anfall. Die Kunde von ihrem so plötzlichen Tode versetzte ganz Hamburg in Trauer. Selbst an der Börse hatte man an diesem Tage für nichts Interesse als für die in ihrer herrlichsten Blüte dahin-

geraffte jugendliche Künstlerin. In allen Hamburger Zeitungen fand der Schmerz über den jähen Verlust poetischen Ausdruck; über der Leiche des Komödiantenkindes häuften sich die Blumen Spenden, als gälte es einem gekrönten Haupte. Im Trauerhause, wo die Tote nach alter Hamburger Sitte öffentlich aufgebahrt wurde, drängte sich die Menge, um noch einen letzten Blick auf ihren Liebling zu werfen, bis man um Mitternacht den Sarg schloß. Am Abend des 14. Mai fand das Begräbniß statt. Eine unabsehbare Menschenmasse füllte die Straßen, durch welche der Leichenzug ging, und verharrte in tiefem Schweigen. Nur wenig Augen blieben thränenlos beim Anblick des mit Frühlingsblumen und jungfräulichen Myrten geschmückten Sarges. Als die sterbliche Hülle der Erde übergeben war, wurde auf allgemeinen Wunsch im Schauspielhause eine Totenfeier abgehalten.

Die Freunde der Verbliebenen wollten ihr im ersten Schmerz ein öffentliches Denkmal errichten. Doch erhoben sich Stimmen gegen eine solche Ehrung einer „Komödiantin,“ und da auch die Obrigkeit diesem Vorhaben Schwierigkeiten entgegensetzte, so unterblieb es. Aber auch ohne Erz und Marmor lebt Charlotte Ackermann in der Geschichte der Schauspielkunst als eine ihrer reichbegabtesten und reinsten Priersterinnen fort.



IX.

Im Reichen Shakespeares.

Im Juni des nächsten Jahres unternahm Schröder eine Reise. Er wollte die Leistungen anderer Bühnen aus eigener Anschauung kennen lernen, um danach den Wert oder Unwert der seinigen zu bemessen. Der Weg führte ihn über Braunschweig, Halle, Dresden, Prag und Wien. Trotz aller Bescheidenheit

mußte er sich sagen, daß in keiner dieser Städte die Schauspielkunst auf der Höhe stand, zu welcher er sie in Hamburg erhoben hatte. Nicht ohne einige Bitterkeit gegen die schwer zu befriedigenden Hanseaten schrieb er hierüber an einen Freund: „Bei Vergleich anderer Bühnen mit der meinigen kam mir oft der Gedanke: Warum mußte meine Familie nach Hamburg verschlagen werden? Ich erstaune, wenn ich einen Blick auf das Verzeichnis der von mir aufgeführten Stücke werfe, wenn ich bedenke, welche Künstler meine Bühne vereinigt, wie sie arbeiten muß, um zu bestehen!“

Nur eine einzige Bühne konnte sich mit der seinigen messen; es war das neu begründete erste deutsche Hoftheater zu Gotha, wo er sich auf der Rückreise aufhielt. Dafür war es aber auch kein Geringerer als Ekhof, der an der Spitze dieser Musterbühne stand und durch sein Vorbild der darstellenden Kunst neue, ausgezeichnete Kräfte erzog, unter denen Zffland sein berühmtester Schüler werden sollte. Schröder hatte nicht daran gedacht, auf dieser Reise eine Gastrolle zu geben; dagegen wäre er in Gotha gern aufgetreten, um dem Altmeister Ekhof zu zeigen, was er in ernstem Streben errungen hatte, und ein Wort des Lobes von seinen Lippen zu vernehmen. Aber während man in anderen Städten erfolglos in Schröder gedrungen war, sich in einigen Rollen vorzuführen, wartete er gerade hier vergebens auf eine Aufforderung, und so sollte die Anerkennung, die Ekhof dem vorlauten Jüngling versagt hatte, auch dem reifen Manne nicht zu teil werden. . . .

Aus Wien hatte Schröder ein unscheinbares Büchlein mit nach Hause gebracht. Der Titel lautete: „Hamlet, Prinz von Dänemark, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Shakespeare.“

Es war die Wielandsche Übersetzung, die von dem Wiener Dramaturgen Franz Heufeld für die dortige Bühne bearbeitet worden war. Die tief sinnige Dichtung des großen Briten hatte

in Wien kein Verständnis gefunden, weder der Bearbeiter noch die Darsteller waren dem Riesenwerke gewachsen gewesen. Nun machte sich Schröder an eine Neubearbeitung; der erfahrene Schauspieler und Bühnenleiter wußte seine Aufgabe glücklicher zu erfassen, und ihm zur Seite stand eine bewährte Künstlerschar, die in den Geist der Dichtung einzudringen vermochte.

Schon einmal war der melancholische Dänenprinz über die Hamburger Bühne geschritten. Im Jahre 1625 hatte während des Dreißigjährigen Krieges eine englische Komödiantengesellschaft auf ihrem bescheidenen Brettergerüst, welches nach drei Seiten offen und kaum mit den notdürftigsten Dekorationen versehen war, das Werk ihres großen Landsmannes dem Hamburger Publikum „zur Kurzweil tragieret.“ Dieses Publikum bestand aus Einheimischen und aus dänischen Soldaten. Beide Teile standen gegenseitig auf feindseligem Fuße; alle in dem Stücke vorkommenden Anspielungen auf den „faulen“ Staat Dänemark und dessen königliche Majestät wurden auf die damaligen Zeitverhältnisse bezogen und von den Hamburgern mit heller Schadenfreude, von den Dänen mit Ausbrüchen der Entrüstung aufgenommen. Da auch die Komödianten sich derbe Textänderungen erlaubten, so wurde das Ganze zu einem Spektakelstück und der Dänenprinz zu einem Possenreißer herabgewürdigt. . . .

Am 20. September 1776 wurde „Hamlet“ nach Schröders Bearbeitung zum erstenmal aufgeführt. Der Darsteller der Titelrolle, des mit dem Wahnsinn spielenden Prinzen, war Brockmann, welcher der Truppe schon seit fünf Jahren angehörte. Lange hatte er vergebens um die Anerkennung des Publikums gerungen, welchem sein gespreiztes Pathos und sein unverfälschter österreichischer Dialekt durchaus nicht behagte. Mit scharfem Blick hatte jedoch Schröder in dem um ein Jahr jüngeren Kollegen den Funken des Genies erkannt, und unter seinem Einflusse hatte sich dieser entwickelt. Schon als Prinz in „Emilia Galotti“ war

es Brockmann gelungen, die Zweifler an seinem schauspielerischen Verufe zu besiegen, und von da an stieg er immer höher in der allgemeinen Gunst. In der Rolle des Hamlet sollte er den Gipfel seiner Kunst erreichen. Selbst jene Hamburger, die Garrick, den größten Hamletdarsteller, auf der englischen Bühne noch gesehen hatten, spendeten Brockmann uneingeschränktes Lob, und in Deutschland galt er von da an für den ersten Darsteller seines Faches. Dorothea war eine hinreißende Ophelia; Schröder spielte den Geist von Hamlets Vater. Er ging nicht, — wie ein wesenloses Gespenst glitt er über die Bühne; seine fast schattenhafte Erscheinung und der dumpfe Ton seiner Stimme riefen einen so unheimlichen Eindruck hervor, daß selbst die Furchtlosesten von kalten Schauern durchrieselt wurden. Jenes Vorurteil der Hamburger, welches dem ehemaligen Tänzer und Possenreißer noch immer die heroischen Rollen in der Tragödie verschlossen hatte, war für immer erschüttert. Von diesem Abend an hat niemand mehr über Schröder gelacht, wenn er es nicht wollte. Auch die übrigen Darsteller zeigten sich ihrer Aufgaben würdig. Das zahlreich erschienene Publikum stand ganz unter dem Banne des großen englischen Dramatikers und der Verkörperung seiner Dichtung. Man staunte, weinte, war erstarrt und brach in Beifallsjubel aus. Niemals hat die Schauspielkunst einen so glänzenden Triumph gefeiert wie an diesem Abend. Dreimal hintereinander wurde „Hamlet“ vor brechend vollem Hause wiederholt und bis zum Schlusse des Jahres dreizehnmal gegeben. Es war ein Erfolg, wie ihn bis dahin in Deutschland noch nie ein ernstes Drama erlebt hatte. Vergebens war man seit zwei Jahrzehnten bemüht gewesen, in dem deutschen Volke das Verständnis für die Größe Shakespeares zu erwecken; alle Versuche, ihn, seit Wielands Übersetzung vorlag, auf der Bühne einzubürgern, waren gescheitert. Erst Schröder und seiner Kunstbegeisterten Schar war es gelungen, den Titanen unter allen Dramatikern dem deutschen

Theater wieder zu erobern und damit auch auf die Entwicklung der heimischen Tragödie einzuwirken.

Für Schröder bedeutete der beispiellose Erfolg jener ersten drei Hamlet-Aufführungen einen Doppelsieg. Einige Monate vorher war eine französische Schauspielergesellschaft in Hamburg erschienen, unter welcher sich einige hervorragende Kräfte befanden. Nach alter deutscher Art, alles Fremdländische zu begünstigen, hatte sich in Hamburg eine Partei gebildet, die den Franzosen zujuchzte und alles aufbot, die einheimischen Schauspieler als Künstler wie als Menschen herabzusetzen. Man wollte den Franzosen sogar ein eigenes Theatergebäude in der deutschen Stadt errichten und ging von Haus zu Haus, um Gelder zu diesem Zwecke einzusammeln. Vor dieser Schmach blieb jedoch die deutsche Kunst durch den Triumph der Hamlet-Darstellung bewahrt.

Schröder wollte nach und nach auch die übrigen Shakespeare'schen Dramen auf die Bühne bringen. Zwei Monate nach Hamlet gab er „Othello, der Mohr von Venedig.“ Aber die dämonische Leidenschaft des Afrikaners (Brockmann), die satanische Tücke seines Fühnrichs Iago (Schröder), die grausame Hinschlachtung der unschuldigen Desdemona (Dorothea) war mehr, als die Nerven der Hamburger vertragen konnten. Viele Damen wurden ohnmächtig, fortwährend klappten die Thüren der Logen auf und zu; man ging davon oder ward davon getragen. Bei der Wiederholung der Tragödie am nächsten Abend zeigte das Haus gährende Lücken. Schröder wollte das Stück für die deutsche Bühne retten; er milderte, wo es irgend ging, gestaltete sogar den Schluß um, indem er Desdemona und Othello am Leben bleiben ließ; doch auch in dieser Gestalt war die große Tragödie der Leidenschaft den Hamburgern noch nicht zahm genug. Ein glücklicheres Schicksal war dem „Kaufmann von Venedig“ beschieden, der im November 1777 zur Aufführung kam. Wenn auch der Erfolg

des „Hamlet“ nicht erreicht wurde, so spendete doch das voll besetzte Haus vielen Beifall, der namentlich Schröder selbst in der Rolle des Shylock galt. Das war aber auch eine Judentgestalt, wie sie naturwahrer kaum vor Shakespeares Augen selbst gestanden haben konnte. Sprache, Gebärde, Freude und zermalmender Ingrimm war mit der schärfsten Beobachtungsgabe der Judentnatur abgelauscht.

Ehe Schröder zur nächsten Shakespeare-Bearbeitung schritt, spielte er den Harpagon in Molières Lustspiel „Der Geizige.“ Von der Darstellung dieser Rolle giebt ein Augenzeuge ein anschauliches Bild. Schon in seiner äußeren Erscheinung war Schröder nicht wiederzuerkennen: „dürr, spärliches weißes Haar auf dem halbtahlen Schädel, ein ausgefaltetes, abkasteietes Gesicht, spitz hervorpringendes Kinn, der Hals dürr und knöchern, der übrige Teil des Körpers nur ein mit Haut bedecktes Skelett, die ganze Gestalt kläglich zerfallen, die Physiognomie das Bild des Knickers, der Selbstmarter und der Furcht vor Dieben, die ihn bestehlen könnten. Die Kleidung ein abgetragener schwarzer Rock, überall zu eng und zu kurz. — Was für Augenblicke gleich bei seinem ersten Auftreten, welche Angst in allen seinen Mienen, daß man ahnen könnte, welchen Schatz er in seinem Garten vergraben hat. Wie sprühend Ärger und Grimm in seinen Gebärden, als er sich Geizhals, Knauser und Filz nennen hört, wie schneidend, kreischend da der Ton seiner Stimme. Und welch ein Jammer- und Angstmensch, wenn er, über seinen Mammon sich mit sich selbst beratend, sich belauscht sieht; wie vor der Erscheinung eines Geistes fährt er zusammen. Welch ein Donner Schlag für seine Ohren, sich einen Mann von Vermögen nennen zu hören; sein ganzes Wesen fühlt sich erschüttert, seine Muskeln beben, in sprudelnden Tönen ergießt sich seine bis zur Wut gesteigerte Angst. Das leiseste Geräusch versetzt ihn in Fieberschauer, und wie von Todeschrecken gejagt stürzt er ab, um nach dem

vergrabenen Geldkästen zu sehen; langsam Atem schöpfend kehrt er zurück, als er ihn in Sicherheit weiß. — Dieser Zammer-  
mensch, nun in seinem Zimmer verschlossen, zärtliche Zwiegespräche mit seiner Schatulle haltend — welch ein ganz anderes Bild! Die Augen funkeln vor Seligkeitsgefühl, mit schmachtenden Blicken hängt er an seinem Gößen, um den Mund schwimmt ein süßes Lächeln, die Stimme girt wie die eines Verliebten, wenn er sein Geld anredet, es das Labjal der Menschen, den Magnet des Herzens nennt. Und wenn er es zählt, jedes einzelne Stück beliebig äugelt, es in der Hand wiegt, sich an seinem Klange ergötzt: wie in einen offenen Himmel scheint er da hineinzublicken, der Sphären Jubelklang zu hören. Dann das liebevolle Schmagthen in dem Wunsche: tausend Jahre zu leben, tausend Jahre die Schatulle zu füllen und dann mitten unter tausend Schatullen zu sterben — es war, als ob eine flötende Nachtigall ihr Leben aushauche, so lieblich quoll in diesem Augenblick das Wort „sterben“ von seinen Lippen. Aber kaum ist es ausgesprochen, so durchfliegt ein Schauer seine Glieder, der Gedanke der Trennung von dem Abgott seiner Seele lähmt ihm die Zunge, und die Furcht davor steigert sich bis zur wirklichen Todesangst. — Im Gespräch mit der Schatulle macht ihn ein Steinwurf in sein Zimmer plötzlich aufschrecken, als ob das Haus einstürze. — Dann das Niesen des ihn belauschenden Hausknechts — ein Wetter-  
schlag scheint ihn zu treffen, eine Hand ihm an die Kehle zu fahren, so ergreift ihn das Entsetzen. — Und als ihm gar seine Schatulle geraubt ist, stürzt er hervor, entsetzt von Angst, Schrecken und Entsetzen, die Augen wild umherpähend, die Arme um sich greifend, die Worte: „Diebe, Mörder, Räuber, Spitzbuben, Gerechtigkeit!“ herausstoßend. Seine erhitzte Phantasie spiegelt ihm die Gestalt des Räubers vor, er greift danach, mit fest umkrallender Hand seinen eigenen Arm packend, mit geldgierigem Wutgeschrei den Raub von sich selbst zurückfordernd. Da gewahrt er

seinen Irrtum, seine Lebenskraft erlahmt, seine Stimme erstirbt. Nun treten an die Stelle der Verzweiflung Wehmut und weicher Schmerz, schmelzende, elegische Töne entfließen seinen Lippen. — Eine kleine Pause des Schweigens, und seine Erinnerung an den Raub kehrt wieder, Mut und Verzweiflung steigern sich gegen den Räuber, gegen sich selbst. Die ganze Welt soll an den Galgen, findet er die Schatulle nicht wieder, er mit; und mit einer Gebärde, mit einem Blicke, als wollte er sich und die gesamte Menschheit mit eigener Hand aufknüpfen, stürzt er hinaus.

Diese erschütternden Töne der Verzweiflung rührten die Zuschauer bis zu Thränen. . . .“

Schröder gab jeder seiner Rollen das volle Gepräge der Wahrheit; jede Gebärde, jede Bewegung, jede Rede richtete sich genau nach dem darzustellenden Charakter. Bosheit und Hinterlist, Tyrannei und unverfönllicher Groll waren ihm im Leben zu verhasst, als daß er sich gern mit ihrer Wiedergabe auf der Bühne befaßt hätte. Aber bei der Wahl seiner Rollen entschied nicht der Schauspieler, sondern der Direktor. Die undankbarste nahm er auf sich, wenn er die glänzendste in der Hand eines andern gut aufgehoben wußte. Kein Stück hat er jeinetwegen auf die Bühne gebracht. Wenn er einen absoluten Schurken, einen verstockten Bösewicht spielen mußte, wie den Jago, der sogar zu seinen Meisterleistungen zählte, so ließ er stets, ohne der Absicht des Dichters zu schaden, einige bessere menschliche Züge durchblicken; man erkannte in dem Gesunkenen immer noch einen Mitmenschen, man sagte sich: auch diesen verlorenen Sohn hat einst ein Vater, eine Mutter geliebt. Schröder schminkte sich mit großer Kunst und mit ebenso schneller als sicherer Hand; er wußte genau zu berechnen, welche Wirkung eine gerade oder krumme, schwarze, weiße oder rote Linie oder ein Fleck hervorbringen mußte.

Sein Wuchs überragte die Mittelgröße. In seiner Haltung lag eine ungekünstelte Vornehmheit. Sein Gesicht mit dem außer-

ordentlich feinen Profil zeigte den Ausdruck der Ruhe und des Scharffinns. Ein liebevolles Wohlwollen umspielte seinen Mund. Die Augen waren nicht groß, aber ungemein ausdrucksfähig. Zu der Reinheit der Haut und der leichten Röthe der Wangen gesellte sich blondes Haar. Sein Organ war ein etwas hoch gestimmter, aber reiner, angenehmer Tenor, der ihn überall verständlich machte, ohne daß es der Anstrengung bedurfte. . . .

Das Jahr 1778 brachte der deutschen Bühne einen schmerzlichen Verlust, für den es keinen Ersatz gab. Am 16. Juni schied Konrad Gf Hof aus dem Leben. Er war achtundfünfzig Jahre alt geworden. Man hatte ihn den deutschen Roscius genannt, und heute noch gilt er mit Recht als der Vater der deutschen Schauspielkunst, der er Natur und Wahrheit gegeben hatte. Seine letzten Stunden wurden durch die Sorge um seine unglückliche wahnsinnige Gattin verdüstert, welche ihn noch um zwölf Jahre überleben sollte.

Auch die Hamburger Bühne wurde in diesem Jahre von zwei empfindlichen Verlusten betroffen, wenn auch nicht durch den Tod. Brockmann ging ab, um zunächst in Berlin, später in Wien einen neuen Wirkungskreis zu finden. Dorothea Ackermann entsagte dem Theater und verheiratete sich mit dem jungen Arzt Doktor Unger in Altona. In ihr verwaisstes Fach ließ Schröder seine Frau eintreten, die bereits in einigen Rollen der gefeierten Charlotte vom Publikum freundlich aufgenommen worden war. Ihrem Fleiße und ihrer Begabung gelang es, im Laufe der Zeit eine Fülle vornehmer und vielseitiger Leistungen darzubieten; aber an die musterhaften Kunstgebilde Dorotheas und Charlottes reichte sie nie hinan.

Schwarzseher meinten, mit dem Abgange Brockmanns und Dorotheas sei die Glanzzeit der Hamburger Bühne unwiederbringlich dahin, und dennoch standen ihr die höchsten Triumphe

der Kunst noch bevor. Noch in demselben Sommer wurde Shakespeares gewaltigste Tragödie, „König Lear,“ aufgeführt und damit der deutschen Bühne für immer gewonnen. Die Rolle des alten Königs spielte Schröder selbst. Ohne Vorbild, in freiem Selbstschaffen löste er seine Aufgabe, vielleicht die höchste und schwierigste, welche die Schauspielkunst überhaupt kennt, und ließ die zartesten wie die gewaltigsten Töne tragischer Leidenschaft in die Seele der Hörer strömen. Von den Schilderungen, welche Zeitgenossen über Schröders Darstellung dieser Rolle geben, sind leider nur Bruchstücke vorhanden. Sein Biograph Meyer schreibt: „Mehr Verdienst hat selbst der große Dichter um diesen Charakter nicht gehabt. Keine seiner Schönheiten ging verloren, andere gingen auf, die Shakespeare wohl selbst für die Schöpfung des Deutschen erkannt haben würde.“ Einige Jahre später spielte Schröder den „Lear“ in Mannheim. Iffland sah ihn und faßte sein Urteil in die kurzen, bedeutungsvollen Worte zusammen: „Das läßt sich gar nicht beschreiben; sehen, fühlen mußte man es. Sein Blick entschied; wohin er den wandte, da erblindete man. Die Mitspielenden wagten kaum zu sprechen.“

Es war die größte Kunstschöpfung Schröders, und als solche wurde sie auch von den Hamburgern anerkannt. Durch diesen Erfolg ermutigt, entschloß sich Schröder, nun auch den „Hamlet“ zu spielen. Man zweifelte, daß er den unvergeßlichen Brockmann in dieser Rolle erreichen werde. Allerdings glich er diesem nicht. Schröders Auffassung war eine ganz andere. Gerade in den Szenen, wo sein Vorgänger am meisten hingerissen hatte, wich Schröders Darstellung am schärfsten von ihm ab. Wo Brockmanns Dänenprinz zwischen Weichlichkeit und überreizter Lustigkeit hin und her geschwankt hatte, gestaltete Schröder ihn männlicher und kräftiger, und für die wechselnden seelischen Vorgänge seines Helden mußte er stimmungsvollere Saiten anzuschlagen.

Den geheimsten, verborgensten Absichten des Dichters ging er auf den Grund und brachte sie durch die ungewöhnliche Macht seiner künstlerischen Persönlichkeit zur Geltung. Selbst die begeistertsten Anhänger Brockmanns mußten sich für besiegt erklären, und jubelnd war der Beifall, der die Leistung des überlegenen Meisters krönte. Ein von Brockmanns Hamletdarstellung berauschter Kritiker hatte darüber geschrieben: „Brockmann kniete vor Shakespeares Bildsäule hin und entwand ihm glücklich einen der Kränze, die seine Stirn umflochten, und setzte ihn sich selbst auf.“ Hierauf Bezug nehmend, schrieb jetzt ein anderer: „Schröder kniete auch nieder vor Shakespeares Bildsäule, und Shakespeare neigte sich gegen ihn, umwand seinen Scheitel mit einem Lorbeer, den er von dem feinigsten nahm, und rief ihm zu: «Sei der Erste meiner Darsteller unter Deinem Volke.»“ . . .

Dem „König Lear“ folgten nun die Bearbeitungen von Shakespeares „Richard II.“, „Heinrich IV.“ und „Macbeth.“ Mit sprudelnder Laune stellte Schröder den dicken, feuchtfröhlichen Gesellen Falstaff dar; ebenso stand er als Macbeth auf der Höhe seiner Kunst, und als Lady Macbeth gab seine Frau ihr Bestes.

Aber keines dieser Dramen machte Glück. So begnügte sich denn Schröder fortan mit der Vorführung jener wenigen Shakespeare'schen Stücke, welche bisher Beifall und Verständnis bei den Hamburgern gefunden hatten, und stand von jedem ferneren Versuche ab, den kühlen Hanseaten neue Offenbarungen des großen britischen Genius zu erschließen.



### Corbreeren in der Fremde.

Am die Jahreswende 1778/79 folgte Schröder einer Einladung des Berliner Theaterdirektors Döbbelin zu einem Gastspiele. Döbbelin war ein alter Kamerad Schröders; er hatte eine Zeitlang der Actermannschen Gesellschaft angehört, ehe diese nach Hamburg kam, und stand seit drei Jahren an der Spitze einer eigenen Truppe, aus welcher 1789 das Berliner Hoftheater hervorging.

Nach den Triumphen, die Brockmann, besonders als „Hamlet,“ in Berlin gefeiert hatte, reizte es Schröders Ehrgeiz, gerade auf diesem Boden seinen ersten Gastspielversuch zu machen. Mit der Darstellung des „Lear“ eroberte er sich sofort die Herzen der Berliner im Sturme. Nachdem er ihnen in einer Reihe anderer Rollen neue Beweise von der Gewalt seiner Schöpferkraft und zugleich von seiner vielseitigen Charakteristik und Verwandlungsfähigkeit gegeben, trat er als „Hamlet“ auf. Sechsmal hintereinander mußte er diese Rolle spielen, so begeistert war das Publikum von dieser Meisterleistung.

Die von Berlin mitgenommenen Eindrücke machten ihm die Rückkehr zu den frostigen Hamburgern schwer. Er war in Berlin vor ein fremdes Publikum getreten, mit dem ihn weder geschäftliche Beziehungen, noch freundschaftliche Verhältnisse verbanden; seine Erfolge hatte er nur seiner Kunst zu verdanken gehabt, und dennoch hatten ihm jene Fremden freudiger und rückhaltloser ihre Bewunderung entgegengebracht, als er es von den Hamburgern gewohnt war, deren Beifall stets eine Beimischung von wohlwollender Gönnerschaft hatte. „Es ist unglaublich,“ spricht er sich in den hinterlassenen Aufzeichnungen aus seinem Leben aus, „wie schwer man mir in Hamburg die Ausübung meiner

Kunst gemacht, und die sogenannten Kunstkenner waren es eben, die mir selten Gerechtigkeit angedeihen ließen; ich mochte thun, was ich wollte, — sie tadelten, geiferten, verleumdeten!"

Neben seinen künstlerischen Aufgaben als erster tragischer und komischer Charakterdarsteller lastete auf Schröders Schultern die ganze Verantwortlichkeit für die Leitung der Bühne. Er war mit Arbeit und Sorge überladen und dabei auf das Bettelgehalt von wöchentlich sechzehn Thalern angewiesen; denn seine Mutter versagte ihm jeden Anteil am Gewinn, und um sich etwas zu erbitten, was man ihm nicht freiwillig gewährte, dazu war er zu stolz.

Von Berlin aus hatte sich sein Ruf über ganz Deutschland verbreitet; er galt als der größte Darsteller, welchen das deutsche Theater seit Hof besessen. Dem Schauspieler ist die Zeit der Kraft und Blüte spärlich zugemessen. Nur was er ist, wird geschätzt, — was er gewesen, wird nur allzu schnell vergessen. Schröder war jetzt fünfunddreißig Jahre alt, der günstigste Zeitpunkt, wo er die Früchte seiner sauern Lehrjahre, den Lohn für seine Meisterschaft ernten konnte. Ob Hamburg der Boden war, wo er eines tieferen Verständnisses für seine Bestrebungen und Leistungen sicher sein, wo er hoffen durfte, neue Kraft und Begeisterung zu schöpfen — das mußte er nach den Erfahrungen der letzten Zeit ernstlich bezweifeln.

In dem abgelaufenen Jahre waren die Einnahmen der Theaterkasse sehr erheblich zurückgegangen; als nun gar sämtliche bedeutenderen Bühnenmitglieder eine Erhöhung ihrer Gagen verlangten, eröffnete ihnen Schröder, daß er die Direktion niederlege und die Gesellschaft auflöse. Nicht nur die Künstler, — die ganze Stadt war hierüber bestürzt. Überall bildete die Frage, was nun aus der Hamburger Bühne werden solle, das Tagesgespräch, und nicht allein bei den Kunstfreunden, sondern auch bei den Geschäftsleuten; denn der wachsende Theaterruhm Ham-

burgs, besonders die Aufführungen des „Göth von Verlichingen“ und der Shakespeareschen Dramen, hatte stets eine große Menge Fremder herbeigelockt.

Es vereinigten sich nun dreißig Hamburger Bürger zur Übernahme des Theaters, welches sie nebst allem Zubehör von Frau Ackermann auf sechs Jahre mieteten. Die tüchtigsten Mitglieder wurden dem Unternehmen erhalten; auf dringendes Zureden der neuen Direktion ließ sich auch Schröder bewegen, mit seiner Frau vorläufig zu bleiben, doch bedang er sich zunächst einen Urlaub auf unbestimmte Zeit. Mit einer Aufführung der „Emilia Galotti“ schlug am 3. März 1780 die letzte Stunde der Direktion, welche Schröder seit 1771 in Gemeinschaft mit seiner Mutter geführt hatte. Am andern Tage trat er bereits seine Urlaubsreise an. Sie führte ihn zunächst wieder nach Berlin, wo er an sechzehn Abenden unter enthusiastischem Beifall spielte. Er gab auch den dicken Junker Falstaff in dem von den Hamburgern abgelehnten Shakespeare-Drama „Heinrich IV.“, welches bei den Berlinern volles Verständnis fand. Hierauf folgte er einer Einladung nach Wien. Dort zählte Brockmann bereits zu den gefeiertsten Bühnengrößen; nun wollte man auch dessen Meister kennen lernen. Seltsamerweise glaubte man in Wien nicht an Schröders Bedeutung als Darsteller tragischer Rollen; man hielt ihn nur für einen ausgezeichneten Komiker. Um so größer war das allgemeine Befremden, als er den „Lear“ zu seiner Auftrittsrolle wählte, worin Brockmann hochgefeiert war. Fürst Kaunitz selbst, von welchem Schröder in Audienz empfangen wurde, machte ihn auf die im Publikum herrschende Mißstimmung aufmerksam. Er zweifelte nicht an Schröders Begabung für das Tragische. „Aber wer kann gegen das Vorurteil kämpfen?“ fügte er hinzu. „Und in diesem Falle werden Sie unglücklicherweise mit Ihren eigenen Waffen bekämpft, Brockmann ist Ihr Schüler.“

Schröder entgegnete: „Der Meister behält sich immer etwas vor.“

Die Wiener waren so entrüstet über den vermeßenen „Kleinstädter“, der sich erdreisten wollte, mit ihrem erklärten Lieblinge um die Siegespalme zu ringen, daß man entschlossen war, ihn auszupfeifen. Schröder wußte darum; es fehlte nicht an wohlmeinenden Freunden, die ihm abrieten; noch unmittelbar vor Beginn der Lear-Vorstellung drang einer derselben in die Garderobe und beschwor ihn, seinen Künstlerruf nicht durch einen sichern Mißerfolg aufs Spiel zu setzen. Schröder blieb jedoch standhaft. Nach dem ersten Akte gab Kaiser Josef II. selbst das Zeichen zum Beifall, doch nur seine mitanwesenden Kavaliere stimmten ein, das Publikum schwieg. Nach dem zweiten Akte war ein Teil des Publikums warm geworden, wurde aber von der Mehrzahl niedergezischt. Im dritten Akte verstummten Schröders Gegner, die Wogen der Begeisterung stiegen höher und höher, und von nun an begleitete ein zunehmendes Verständnis und stürmischer Beifall jeden Zug des Darstellers. Im vierten Akte, wo der wahnsinnige Lear eine Rede an Glosster richtet, pfl egte Brockmann einen Baumstumpf zu besteigen, was stets besonderen Effekt machte. Schröder dagegen veranschaulichte den gebrochenen Greis, der den Baumstumpf erklettern will, aber nicht hinaufkommt. Damit war Brockmann übertrumpft, ein Geschrei des Jubels durchdrang das Haus. Als der Vorhang zum letztenmal gefallen war, wollte der tosende Beifall kein Ende nehmen. Trotzdem ein strenger kaiserlicher Befehl den Künstlern untersagte, einem Hervorrufe des Publikums Folge zu leisten, begehrte man stürmisch den Darsteller des Lear doch zu sehen. Schröder erschien nicht. Er befand sich bereits in seiner Behausung, als im Theater das Publikum noch immer nach ihm rief.

Damit waren die Wiener von ihrem falschen Vorurteil gründlich kuriert. Auch die anderen Darstellungen des großen

Künstlers waren von stürmischen Kundgebungen des Beifalls begleitet. Der Kaiser ließ ihm nach der Aufführung des „Geizigen“ durch seinen Oberkammerer eine goldene Dose überreichen, und in einer Audienz, zu der er ihn berief, unterhielt er sich mit ihm über eine Stunde lang. Zu Kaunitz wurde der Künstler wiederholt gerufen. Der große Staatsmann gab ihm Empfehlungsbriefe nach Paris, dem Endziel von Schröders Reise, „damit er dort mit gehöriger Distinktion aufgenommen werde.“ Zur Hamlet-Vorstellung drängte sich das Publikum so massenhaft, daß Thüren eingedrückt wurden und mehr als tausend Personen zurückgewiesen werden mußten.

Schon hatte Schröder sein Gastspiel beschlossen, als ihm die Kaiserin Maria Theresia sagen ließ, sie erwarte die Erzherzogin Marie Christine aus Preßburg und wünsche dieser das Vergnügen, eine Rolle von ihm zu sehen. Einige Tage später empfing sie ihn selbst in Gegenwart ihres Hofstaates. Die große Monarchin, die im November desselben Jahres starb, war bereits sehr leidend. Sie sprach dem Künstler ihr Bedauern aus, daß ihr Gesundheitszustand sie verhindert habe, ihn spielen zu sehen. Die Genugthuung könne sie sich aber nicht versagen, seine persönliche Bekanntschaft zu machen und ihm für den Genuß zu danken, den er ihren Kindern und den guten Wienern bereitet habe, und der nun auch noch ihrer lieben Tochter bevorstehe. In der ihr eigenen herzugewinnenden Weise fügte sie noch manches freundliche Wort hinzu, und als Zeichen ihrer Gunst beschenkte sie ihn mit einem kostbaren Ringe. — Am 11. Mai trat Schröder vor der Erzherzogin in zwei Stücken auf und verabschiedete sich vom Publikum. Von allen Seiten war er aufgefordert worden, wiederzukommen, um der Wiener Bühne für immer anzugehören. Aber erst der bezaubernden Herzensgüte der Kaiserin gegenüber ließ er sich bestimmen, seine Rückkehr in Aussicht zu stellen, obgleich er seine letzte Entscheidung von den Hamburger Verhältnissen abhängig machte.

Vom 22. Mai bis 4. Juni gab Schröder eine Anzahl von Gastrollen auf dem kurfürstlichen Theater in München. Auch hier wetteiferten Hof und Publikum, Gelehrte und Ungelehrte, den Mann zu feiern, der ihnen über die höchsten Ziele der Menschendarstellung überhaupt erst die Augen öffnete. Kurfürst Karl Theodor machte ihm das Anerbieten, die Leitung der Bühne zu übernehmen. Doch war Schröder durch sein Wort schon halb an Wien gebunden. Auf Wunsch des Kurfürsten besuchte er dessen zweite Residenz Mannheim. Dort trat er auf dem Hof- und Nationaltheater, dessen Leitung unter dem kunstverständigen Freiherrn von Dalberg stand, an neun Abenden unter enthusiastischem Beifall auf. In keiner andern Stadt hatte er unter den Schauspielern selbst so glühende Bewunderer gefunden wie hier an Veil, Beck und Zffland, den letzten Schülern Ekhoßs. Sie verehrten in ihm das Ideal eines deutschen Schauspielers und eines ehrenhaften Mannes und schlossen sich ihm mit jugendlich schwärmerischer Begeisterung an. Als er schied, gaben sie ihm auf eine Strecke Wegs das Geleit.

In Mannheim war Schröder auch mit zwei alten Bekannten zusammengetroffen. Es waren Abel Seyler und dessen Frau, die ehemalige Madame Hensel. Seyler bekleidete unter dem Freiherrn von Dalberg die Stelle des Direktors, seine Gattin wirkte als erste Heroine. Wie vormalig in Hamburg, so spann sie auch in Mannheim ihre Intriguen gegen alles, was ihr im Wege stand. Das hinterlistige Spiel, welches Seyler vor elf Jahren mit Ackermann getrieben, hatte in Schröder kein gutes Andenken hinterlassen, doch söhnten sich beide aus.

Schröders Reiseziel war jetzt Paris, um das französische Theater im Mittelpunkte des großen Nachbarreichs kennen zu lernen.

Seltene Empfindungen bewegten ihn, als er auf dem Wege nach Straßburg durch Kehl kam, wo er einst als Flüchtling aus dem Elternhause wie ein Landstreicher gewelt, — und nun fuhr

er als ruhmgekrönter Meister seiner Kunst, mit schmeichelhaften Empfehlungen des Fürsten Kauniß an den kaiserlichen Gesandten in der Tasche, der Hauptstadt Frankreichs zu.

Auf der Rückreise nach Hamburg berührte er Weimar und besuchte den damals einunddreißigjährigen Goethe. Der Dichter des „Götz von Berlichingen“ zeichnete sich zur Erinnerung an einen gemeinsamen Morgen Spaziergang in Schröders Stammbuch ein. Der Schauspieler Serlo in dem Roman „Wilhelm Meister“ trägt manchen charakteristischen Zug aus Schröders Leben und Wirken.

In Hamburg kam Schröders noch wankender Entschluß, dem Rufe nach Wien zu folgen, zur Reife. Man bot ihm dort ein Jahresgehalt von 2550 Gulden. In keiner deutschen Bühne war bis dahin einem Schauspieler eine so glänzende Gage zugestanden worden. Seine Frau, die man ebenfalls engagierte, erhielt 1450 Gulden.

Im Oktober weilte Lessing einige Wochen in Hamburg. Als Reisebegleiter schrieb er folgende bedeutungsvollen Worte in Schröders Stammbuch:

„Daß Beifall Dich nicht stolz, nicht Tadel furchtsam mache!  
Des Künstlers Schätzung ist nicht jedes Fühlers Sache!  
Denn auch den Blinden brennt das Licht,  
Und wer Dich fühlte, Freund, verstand Dich darum nicht.“

Schröder ahnte, daß er Lessing zum letztenmal gesehen hatte; denn der Verfall der Lebenskraft war deutlich in seinen Zügen zu lesen. Am 15. Februar 1781 beschloß der große Dichter und Denker in Wolfenbüttel seine irdische Laufbahn, und ehe Schröder von Hamburg schied, erfüllte er die traurige Pflicht, ihm eine Erinnerungsfeier zu weihen. Am 9. März führte man „Emilia Galotti“ auf. Nach Schluß der Vorstellung hielt Schröder auf der schwarzverhangenen Bühne vor dem versammelten Künstlerpersonal mit tiefergreifendem Ausdruck eine Trauerrede.

Acht Tage später trat er mit seiner Frau die Reise nach Wien an. Die Hamburger Besucher der Galerie waren stets die begeistertsten Anhänger des großen Künstlers gewesen, mehr als mancher andere, der sich für einen Kenner hielt. Bei Schröders letztem Auftreten machte einer jener Getreuen seiner Abschiedsstimmung mit den Worten Luft: „Ge speelt wahrhaftig good! Aberst nu geiht he weg, de undankbare Keerl! Wie hefft em bild't!“ . . . .

In seinem neuen Wirkungskreise fand Schröder ein begeistertes Willkommen. Der ungeteilte Beifall des Publikums, die schöne, fröhliche Kaiserstadt mit ihrer herrlichen Umgebung, der Umgang mit geistvollen Männern, das glückliche Los, entlastet von den Sorgen des Theaterdirektors ganz seiner Kunst leben zu können — alles schien sich zu vereinigen, ihm den Wiener Aufenthalt angenehm zu machen. Er benutzte seine Mußzeit, fremdländische Theaterstücke für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Dem unerreichten Schauspieler konnten Neid und Mißgunst nicht beikommen, den Bühnenschriftsteller aber wußten sie zu fassen. Die Geschäfte, welche bei andern Bühnen dem Regisseur obliegen, führte in Wien ein Schauspieler-Ausschuß. Dieser lehnte fast jedes Stück ab, welches Schröder einreichte, verlangte Änderungen, zu denen kein vernünftiger Grund vorlag, oder steckte sich hinter die Polizeienzur. Wurde einmal ein Stück angenommen, so hatte Schröder einen neuen Kampf über die verkehrte Rollenbesetzung zu bestehen, durch welche man der Bühnenwirkung absichtlich zu schaden suchte. Obwohl Schröder, um diesen Quälereien ein Ende zu machen, selbst in den Ausschuß eintrat, war er dadurch doch um nichts gebessert; denn die übrigen Mitglieder überstimmten ihn. Aber auch sein künstlerisches Wirken auf der Bühne ward ihm durch den bösen Willen des Ausschusses verkümmert. Er spielte seine alten Rollen, aber neue von hervorragender Bedeutung bekam er nicht, außer in seinen eigenen Stücken, soweit er deren Aufnahme überhaupt durchsetzte.

Von Hamburg kamen ungünstige Nachrichten, die ihn im Februar 1784 zu einer Reise dorthin veranlaßten. Die Unternehmer des Theaters hatten sich allmählich davon zurückgezogen. Achtzehn Monate lang war die Bühne gänzlich geschlossen geblieben und dann an Abel Seyler überlassen worden, welcher seine Mannheimer Stellung aufgegeben hatte. Außer seiner Frau vermochte die Gesellschaft keinen einzigen bedeutenden Künstlernamen aufzuweisen. Als man in Hamburg Schröders Anwesenheit erfuhr, ertönte im Schauspielhause der laute allgemeine Ruf, er möchte auftreten. Schröder spielte an vier Abenden. Der Beifall war enthusiastisch. Im „Hamlet“ vermochte das Haus die herbeigeströmte Menge der Zuschauer nicht zu fassen, sie standen sogar auf der Bühne selbst neben den Schauspielern. Ein besonders höflicher unter diesen Zuschauern ward allgemein beklatscht, weil er den vorüberziehenden Hofstaat Seiner Königlich Dänischen Majestät mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung begrüßte.

Im Mai schloß Seyler die Vorstellungen, da er keine Rechnung fand. Andere traten an seine Stelle, die ebenfalls schlechte Geschäfte machten. Es ging in jeder Beziehung stark abwärts mit dem einst so berühmten Hamburger Theater. Frau Ackermann, als Besitzerin des Hauses und dessen beweglicher Habe, erlitt dadurch empfindliche Einbußen. Diese Einnahmequelle seiner Familie zu erhalten, erachtete Schröder für seine Pflicht. Das war nur möglich, wenn er selbst wieder an die Spitze des Hamburger Theaters trat. Vergebens bot man in Wien alles auf, ihn der dortigen Bühne zu erhalten. Nachdem er derselben vier Jahre angehört, beschloß er mit seiner Frau im Januar 1785 sein dortiges Wirken.

Als er sich beim Kaiser verabschiedete, verhehlte ihm dieser sein Erstaunen nicht, daß Schröder es über sich gewinnen könne, das empfänglichste Publikum mit demjenigen zu vertauschen, welches als das kälteste verrufen sei. Familienrücksichten hätten hier nicht ausschlaggebend sein dürfen.

„Sie sind Hamburg zweimal satt geworden; ich sage Ihnen vorher, Sie werden es auch zum drittenmal aufgeben. Dann wenden Sie sich an niemand als an mich.“ Mit diesen Worten entließ ihn der Monarch.

In Frieden mit Freund und Feind schied Schröder von Wien. Das Andenken des genialen Künstlers blieb dort erhalten; ersetzt wurde er nie.



XI.

Der letzte Akt.

**S**u Oftern war es, im Jahre 1786, als Schröder zum zweitenmal die Leitung der Hamburger Bühne übernahm. Er hatte die Zwischenzeit seit seinem Abgange von Wien benutzt, ein tüchtiges Künstlerpersonal zu werben, unter welchem sich auch Madame Seyler befand.

Die zwölf Jahre dieser neuen glänzenden Epoche des Hamburger Theaters unter Schröder waren reich an neuen Erscheinungen der Bühnenlitteratur. Noch einmal trat er mit einer Shakespeare-Bearbeitung, dem Lustspiele „Viel Lärm um nichts,“ hervor, worin er durch seine meisterhafte Darstellung des „Benedikt“ großen Beifall erntete. Hamburg war eine der ersten Bühnen, welche Schillers „Don Carlos“ aufführte. Die Aufnahme war glänzend, Schröder gab als König Philipp eine vollendete Kunstleistung.

Uffland belebte das Repertoire durch eine Reihe gemütvoller bürgerlicher Familiengemälde, bei denen ihm Lessing als Muster vorschwebte, und mit besonderer Vorliebe traten Schröder und seine Frau darin auf. Mit dem Rührstück „Menschenhaß und Neue“ begründete Kozebue seinen Ruhm, um mit seinen fast zahl-

lofen Stücken ein Vierteljahrhundert lang die deutsche Bühne zu beherrschen und leider auch eine falsche Empfindsamkeit und platte Alltäglichkeit auf ihr einzubürgern.

Das Ballett hatte seine früher bewährte Anziehungskraft schon längst eingebüßt; dafür war dem Singspiel und der anspruchsvolleren Oper ein größerer Spielraum eingeräumt und für ein geschultes Opern- und Orchesterpersonal gesorgt worden. Unter Schröders Bühnenleitung war es, wo die Hamburger zum erstenmal den Wunderklängen von Mozarts „Zauberflöte“ lauschten.

Berliner Freunde suchten Schröder zu bewegen, die Direktion des dortigen Hoftheaters zu übernehmen. Er lehnte jedoch ab. „Urteilen Sie selbst,“ schrieb er in einem Briefe vom 30. August 1790, „mit künftigem Februar bin ich keinem Menschen mehr etwas schuldig, besitze dann eine Garderobe, die über 60 000 Mark gekostet hat, Dekorationen und Musik für 20 000 Mark, ein Schauspielhaus, das nur mit 5500 Mark belastet ist, und dessen Verschönerung über 25 000 Mark gekostet hat. Dieses alles habe ich in fünf Jahren erworben, bin mein eigener Herr und genieße die Achtung der Stadt in einem Grade, der wenigen zu teil wird.“

Schröder befand sich also mit den Seinigen in den günstigsten Vermögensverhältnissen. Er machte davon einen sehr edeln Gebrauch; seine Wohlthätigkeit war unbegrenzt, und er übte sie geräuschlos, seine Rechte wußte nicht, was die Linke that. Durch Gründung einer Pensionskasse sorgte er für die Zukunft seines Künstlerpersonals. Um einige Lücken desselben auszufüllen und sich zu diesem Zwecke nach geeigneten Kräften umzusehen, unternahm er im Frühjahr 1792 eine größere Reise. Auch nach Weimar kam er, wo er Goethe wieder sah, mit Wieland verkehrte und Herder kennen lernte. Bei der Herzogin-Mutter las er vor einem auserlesenen Kreise Scenen aus „Hamlet“ und „Lear“ vor. Die Weiterreise führte ihn nach Wien. Als er in Braunau bei

der Gepäckrevision dem Mautner seinen Namen nannte, schrieb dieser vor Freude auf und wies Unterfuchung des Gepäcks und Zahlung wie einen „Kirchenraub“ zurück.

In dem gleichen Jahre, am 14. Oktober, beschloß Schröders Mutter als achtundsiebzigjährige Greisin ihr bewegtes Künstlerleben, auf dessen Errungenschaften sie mit Stolz hatte zurückblicken können. Viele namhafte Schauspielerinnen verdankten ihr ihre Ausbildung; aber auch in weiblichen Handarbeiten und der Goldstickerei hatte sie, treu an ihrem alten Metier hängend, seit ihrem Rücktritt von der Bühne eine Menge Schülerinnen unterrichtet.

Ekhsos berufenster Jünger, Jffland, hatte sich in der Theaterwelt zu einer hochangesehenen Stellung emporgeschwungen und gab im Herbst 1796 mit großem Erfolg neun Gastvorstellungen auf der Hamburger Bühne. Für das tragische Fach fehlte ihm die Phantasie und das geniale Feuer Schröders; dagegen war er Meister in hochkomischen und rührenden Rollen, die er bis in die feinsten Einzelheiten ausarbeitete. Schröder suchte ihn zu seinem Nachfolger zu gewinnen; aber Jffland besaß nicht die Selbstüberschätzung, sich auf den heißen Boden zu wagen, wo selbst ein Schröder mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. In der That hatten sich diese in den letzten Jahren wieder gehäuft. Uebermals war es eine französische Schauspielergesellschaft, welche der deutschen Musterbühne empfindliche Konkurrenz machte. Alles wandte sich den Franzosen zu; selbst Personen, deren ermunternde Teilnahme für Schröder bisher ein Sporn gewesen war, die drückende Last der Geschäfte weiterzutragen, fielen von ihm ab und verbitterten dem nur fünfzigjährigen Manne die Freude an seinem Berufe, den er stets von der idealen Seite aufgefaßt hatte. Häufig kam es vor, daß in den besten Vorstellungen nur fünf bis sechs Zuschauer in den Bogen des ersten Ranges gegenwärtig waren, und wäre nicht Schröders alte Garde, die Galeriebesucher, gewesen, so hätte man oft vor leerem Hause spielen müssen. Das

Unerbieten der Franzosen, mit seiner Gesellschaft abwechselnd im Schauspielhause Vorstellungen zu geben, lehnte der deutsche Künstler selbstverständlich ab.

Bereits am 4. März 1795 war Schröder zum letztenmal in einer neuen Rolle aufgetreten, da sich Gedächtnisschwäche einzustellen begann. Am 30. März 1798 nahm er in der Rolle des Grafen Klingsberg in der „Unglücklichen Ehe aus Delikatesse“ als Darsteller für immer Abschied von den Brettern, welche seitdem nie wieder ein ihm ebenbürtiger Schauspieler beschritten hat. Nach Hunderten zählen die Charaktere, denen er im Laufe seines langen Wirkens auf der Bühne Fleisch und Blut verliehen hat; die meisten dieser Stücke aber sind verschollen und für die Gegenwart nur noch leere Namen. Schröder war theatermüde und suchte einen Nachfolger, der sich indes nicht fand. So bildete sich denn innerhalb seiner Künstlergesellschaft selbst ein Ausschuß, welcher aus den bedeutendsten Mitgliedern bestand und das Theater vorläufig auf drei Jahre übernahm.

So schloß im Jahre 1798 Schröders zweite Direktionsperiode. Es sollte nicht seine letzte sein. . . .

In dem holsteinischen Dorfe Kellingener hatte er sich ein hübsches Landgut gekauft. Dorthin zog er sich mit seiner Frau zurück, um sich ganz der Bewirtschaftung seines Besitztums zu widmen. Zu seiner Erholung unternahm er im Sommer 1800 eine Reise. Weimar lockte ihn ganz besonders an, und bis an sein Lebensende blieben ihm die Tage unvergeßlich, welche er dort verlebte. Goethe empfing ihn in zuvorkommendster Weise. Herder lud ihn zu sich, und bei ihm lernte Schröder auch Jean Paul kennen, der eben von Berlin kam. „Seine Unterhaltung ist geistreich,“ schreibt Schröder über diesen größten aller deutschen Humoristen, „nur unterbricht er jeden Augenblick den Faden des Gesprächs. Er führt durch die ganze Welt spazieren und hält keinen Gegenstand fest.“ Den Eindruck, den Schröder von Herder

empfang, schildert er mit folgenden Worten: „Alles ist in diesem Manne vereinigt, die feinsten Sitten, Offenheit, Rechtschaffenheit, Gelehrsamkeit und Witz. In seinem Umgange muß sich auch der Leichtsinngigste bessern, und der Lernbegierige findet durch ihn gebahnte Wege zum Unterricht.“

Die Herzogin-Mutter lud den berühmten Bühnenkünstler nach Tiefurt ein und ließ ihn in ihrer Equipage abholen. Sie hatte ihm die Freude bereitet, Wieland ebenfalls einzuladen. „Der liebenswürdige Greis war auch meinetwegen gern gekommen,“ berichtet Schröder. „Er war ungemein munter und witzig.“ Auch Schiller erschien mit seiner Schwägerin, der Dichterin Karoline von Wolzogen, welche in späteren Jahren aus dem Schatze ihrer Erinnerungen und wertvoller Familienpapiere Schillers Leben geschildert hat. In Weimar machte Schröder der Mutter Kogebues seinen Besuch. Er fürchtete, sie in tiefer Trauer zu finden; denn wenige Monate vorher war ihr Sohn auf einer Reise nach Petersburg verhaftet und als politisch verdächtiger Schriftsteller nach Sibirien gebracht worden. Die muntere alte Dame war jedoch guten Muts, und Schröder bestärkte sie in ihrer Hoffnung, daß sich das Schicksal ihres Sohnes zum besten lenken werde. In der That wurde Kogebue vom Kaiser Paul aus seiner Verbannung bald zurückgerufen und von diesem sogar mit einem Krongut in Livland beschenkt.

Auf der Reise nach Dessau kam Schröder nach Wörlitz, wo sich das Sommerschloß der Fürstin von Anhalt mit seinem berühmten Park befand. Während er auf frische Postpferde wartete und im Gasthause speiste, machte ihn die gesprächige Wirtin auf einen vorüberkommenden Spaziergänger aufmerksam. Es sei dies der Lektor und Reisegeschäftsführer der Fürstin, sagte sie, der berühmte Dichter Matthißen. Schröder hätte gern die persönliche Bekanntschaft seines Lieblingsdichters gemacht, aber die Pferde standen schon bereit. Er trug der Wirtin auf, Herrn Matthißen

unbekannter Weise von dem dankbarsten seiner Leser zu grüßen, und stieg in den Wagen. Unweit des Ortes fuhr er an Matthiesson vorüber. Schröder konnte nicht umhin, den Wagen halten zu lassen. „Sind Sie Matthiesson?“ fragte er. — „Ja,“ war die Antwort. „Und Sie?“ — „Ich bin Schröder.“ — Der Dichter hatte ihn in Hamburg als „Bear“ gesehen, und nun war hier auf der Landstraße eine Bekanntschaft geschlossen, welche sich unter günstigeren Verhältnissen vielleicht zum innigsten Freundschaftsbunde gestaltet haben würde. Nur fünf Minuten konnten beide miteinander sprechen, dann trennten sie sich — für immer.

In Berlin lernte Schröder die Dichter Gökkingh und Tiedge kennen. Ziffland war jetzt Direktor des dortigen Hoftheaters; er veranstaltete zu Ehren seines großen Kollegen eine Abendgesellschaft und lud ihn im Auftrage des Königs und der Königin ein, in einigen Rollen aufzutreten. „Mir wurde eiskalt!“ schildert Schröder den Eindruck dieser Aufforderung. Er wäre durch nichts zu bewegen gewesen, noch einmal die Bretter zu betreten, und lehnte ab. Am Abend vor seiner Abreise, als er schon eingeschlafen war, weckten ihn süße Klänge, die von unten herauf tönten. Ziffland ließ ihm als Abschiedsgruß eine Nachtmusik bringen. . . .

In Mellingen fühlte sich Schröder durchaus nicht vereinsamt. Befreundete Hamburger Familien verweilten Tage und Wochen bei ihm; Fremde aus allen Ständen suchten den berühmten Künstler auf, selbst fürstliche Personen waren seine Gäste. Abel Seyler, dessen Frau 1789 gestorben war, beschloß bei ihm sein Leben. Auch Schwester Dorothea zog, nachdem sie Witwe geworden, mit ihrer Tochter nach Mellingen. Der landwirtschaftliche Betrieb nötigte Schröder, viel Geld zuzusetzen; schon ging er mit der Absicht um, sein Gut zu verkaufen und auf hamburgisches Gebiet überzusiedeln, da traten — es war im Jahre

1805 — unglückliche kriegerische Ereignisse ein: die Siege Napoleons über die Oesterreicher. „Ich bleibe in Mellingen bis an mein Ende,“ schrieb Schröder einem Freunde. „Ich will mit einer Welt, in der Franzosen über Deutsche siegen, nicht mehr zu thun haben, als ich muß.“

Dennoch zwangen ihn die Verhältnisse, noch einmal in diese Welt zurückzukehren. Die Hamburger Bühne bestand den Wettstreit mit ihrer französischen Konkurrenz zwar glücklich, aber was sie unter Schröders Leitung gewesen, war sie nicht mehr. Reiche Hamburger wollten ein neues deutsches Theater bauen und dieses unter die Direktion eines Franzosen stellen. Um das zu verhindern, nahm Schröder im April 1810 das Steuer von neuem in die Hand. Es gelang ihm, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, gebiegene Kräfte um sich zu vereinigen. Mit unermüdlicher Thätigkeit widmete er sich nach zwölf Jahren der Ruhe den entwöhnten Pflichten. Wie früher, las er den Schauspielern jedes neue Stück vor, besuchte die Proben, ging mit Strebsamen ganze Rollen durch und belehrte dabei durch sein Beispiel.

Im Dezember vereinigte Napoleon die Elbmündungen mit Frankreich, im Februar 1811 machte er Hamburg zu einer französischen Stadt, löste den Senat auf und setzte den Marschall Davoust als Generalgouverneur ein. Schröder für seine Person hätte gern alles verloren gegeben, um sich dieser verhassten Fremdherrschaft zu entziehen; aber das Interesse seiner nächsten Angehörigen nötigte ihn zum Ausharren, so unerträglich der Druck war, den die französischen Gewalthaber auch auf das Theater ausübten. Die Worte Vaterland, Patriotismus, Freiheit, Tyrann, Unterdrückung u. s. w. wurden von der Censur in jedem Stücke unerbittlich gestrichen. Von Schiller und selbst von Klopstock durfte nichts aufgeführt werden, weil beide als verdächtig galten. Manches Stück durfte allein deshalb nicht gegeben werden, weil es in dem verhassten England spielte. Schröders Frau schwärzte

einen Monolog der Maria Stuart, den sie in einem Wohlthätigkeitskonzert vortrug, nur dadurch ein, daß sie denselben auf den Anschlagzetteln für eine spanische Dichtung ausgab. Auf dem Theatervorhang war sinnbildlich das Laster und seine Bestrafung durch eine Figur dargestellt, die mit Füßen getreten wird. Die französische Behörde glaubte zu finden, daß die Gesichtszüge dieser Figur Ähnlichkeit mit denen des Kaisers Napoleon zeigten, und ließ sie überpinseln.

Eines Tages wurde Schröder durch zwei Gendarmen zu Davoust gerufen, der in Wandsbeck residierte und ihn sehr unmutig empfing. Es handelte sich um ein kürzlich aufgeführtes kleines Lustspiel, worin ein Gutsbesitzer aus dem Kriege zurückkehrt, von den Seinigen jedoch nicht gleich erkannt wird, weil er verkleidet und durch eine Narbe entstellt ist. Zu seinem Erstaunen erfuhr nun Schröder vom Generalgouverneur, daß dieses Stück geeignet sei, das Publikum gegen die Militärkonfiskation aufzubringen, welche in den von den Franzosen besetzten Ländern bekanntlich aufs rücksichtsloseste gehandhabt wurde. Zwar gelang es Schröder, sich von dem Verdacht eines absichtlichen Vorgehens zu reinigen, doch machte ihn Davoust fortan für alles verantwortlich, was von den Franzosen krumm genommen werden konnte, auch wenn die Censoren selbst nichts Anstößiges fanden.

Diesen fortwährend sich steigenden Schwierigkeiten und Ärgernissen, die mit persönlicher Gefahr verknüpft waren, fühlte sich der siebenundsechzigjährige Bühnenleiter nicht mehr gewachsen. Dazu kam, daß er das Theater auf dem bisherigen Fuße nicht weiterführen konnte; hatte er doch in der Zeit von Anfang April bis Ende September 1811 nahezu 55 000 Mark zusehen müssen. Zum dritten- und letztenmal legte er Ende März 1812 die Führung nieder, um sie dem Schauspieler Herzfeld, einem seiner hervorragendsten Mitglieder, anzuvertrauen. Er hatte die Stunden

bis zu seiner Erlösung gezählt und befand sich schon am andern Morgen wieder in Nellingen.

Am 18. März 1813 wurde Hamburg von den Russen besetzt, aber schon am 30. Mai nahmen es die Franzosen wieder ein. Davoust belegte die Stadt ihrer gut deutschen Gesinnung wegen mit einer Kontribution von 48 Millionen Francs, nahm die Börse mit  $7\frac{1}{2}$  Millionen in Beschlag, trieb im Dezember bei strengster Winterkälte 30000 Einwohner hinaus und machte in der nächsten Umgebung 8000 Menschen durch Niederbrennen ihrer Wohnungen obdachlos. Schröder öffnete sein gasifreies Haus den Geflüchteten, soweit es nicht von russischer Einquartierung belegt war; denn in Holstein stand das Blockadecorps der Russen unter General von Bennigsen. Erst nachdem Napoleon zum zweitenmal gestürzt war, zogen Ende Mai 1814 die Franzosen auf Befehl Ludwigs XVIII. von dem schwer heimgesuchten Hamburg ab.

Ziffland, der am 22. September desselben Jahres starb, hatte sein Tagewerk vollbracht; der ältere Meister, den jüngeren überlebend, wandelte dem Abend zu; aber schon tauchte, wie eine neue Morgenröte, der Name Ludwig Devrient herauf.

Bereits von Ermattung und Abspannung befallen, schrieb Schröder im April 1816 an einen Hamburger Freund: „Lassen Sie mich doch ein Wort über den berühmten Devrient hören, den ich, meiner Unpäßlichkeit wegen, wohl nicht in Hamburg sehen werde.“

Er sah den Nachfolger Zifflands nicht spielen; aber der wackere Devrient besuchte den Altmeister seiner Kunst in Nellingen und war entzückt von seiner Aufnahme.

Im Juli erkrankte Schröder an einem schmerzlichen Gichtleiden am Fuße. Sein Befinden wechselte eine Zeitlang, dann aber nahm die Krankheit einen schlimmen Verlauf und erschöpfte seine Lebenskraft, so daß er sich zuletzt in einem fortwährenden Halbschlummer befand.

Am 3. September 1816 entschlummerte er, um nie wieder zu erwachen. Über der letzten Lebensscene des großen Künstlers war der Vorhang herabgerauscht. Schröder war Freimaurer gewesen. Seine Leiche wurde am 9. September nach Hamburg überführt und im schwarz umflorten Saale der Freimaurerloge von seinen Logenbrüdern und zahlreichen Freunden empfangen. Er hatte einst das Matthiffonsche Lied komponiert: „Wenn ich einst das Ziel errungen habe.“ Jetzt ertönte es als Trauergesang an seinem Sarge. Von der Loge bewegte sich der Leichenzug nach der Begräbnisstätte des Kirchspiels St. Jakobi vor dem Damnthor. In endlos langer Reihe folgten die Freunde des Verstorbenen zu Fuß; mehr als sechzig Kutschen schlossen sich an, und eine unabsehbare Menschenmenge umvogte schweigend den Trauerzug. Am 28. September feierte man das Andenken des heimgegangenen großen Meisters durch einen weisevollen Erinnerungssakt im Schauspielhause.

Über Schröders Grabe erhebt sich, von zwei Trauerweiden beschattet, ein längliches Viereck von Sandstein. Drei Seiten zeigen in Reliefs die Sinnbilder seiner Kunst, die vierte trägt die Inschrift:

„Dem Freunde der Wahrheit und des Rechts,  
Dem Förderer menschlichen Glücks,  
Dem unerreichten Künstler,  
Dem liebevollen Gatten.

Die trauernde Gattin.“

Die treue Lebensgefährtin, die dem Geschiedenen dieses Denkmal auf seiner letzten Ruhestätte errichtete, folgte ihm am 25. Mai 1829 in die schöneren Wohnungen des Friedens nach.

Längst steht das Haus nicht mehr, in welchem Alermann seine letzten Triumphe feierte, Lessing die Anregung zu seiner Dramaturgie empfing, Schröder dem deutschen Volke zum ersten-

mal in würdiger Vorführung den Genius Shakespeares erschloß und die Gestalten des Hamlet und Lear vorbildlich für alle Nachstrebenden verkörperte. Es wurde im Jahre 1827 abgebrochen und in einer Aquarellstizze der Nachwelt erhalten.

Wir schließen mit den Worten Eduard Devrients, in welcher er in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ Schickal und Wirken Schröders zusammenfaßt: „Sein Leben hat alle Stadien, vom depravierten Gaukler und Possenreißer bis zum edelsten, vielseitigsten und feinsten Menschendarsteller durchgemacht. Er hat alle Entwürdigung seines Standes getragen und dessen ganze erhabene Würde in sich verwirklicht.“

